

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0093

LOG Titel: Zeit des Wiener Kongresses

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Illumination galt den einziehenden Souveränen von Rußland und Preußen; denn nun standen wir bereits an der Schwelle der großen Kongreßepoche.



Zeit des Wiener Kongresses.

Nichts liegt der Herausgeberin ferner, als für diesen Abschnitt geschichtlichen oder kritischen Werth zu beanspruchen. Derselbe enthält nichts mehr und nichts weniger als die Eindrücke jener Zeit, wie sie sich dem jugendlich lebhaften Gemüth der Schreiberin eingepägt haben, die, fern vom Herd der Politik, mitten in das bunte gesellschaftliche Treiben hineingestellt war.

Indem ich diese wunderbare Zeit vor meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse, drängen sich ihm so viele und so mannigfache Bilder auf, daß ich den Faden nicht zu finden weiß, um sie daran aufzureihen, um so weniger, weil mir leider fast alle Daten fehlen. Hatte dieser Kongreß die hohen Häupter der größten Reiche herbeigezogen, weil er über die wichtigsten Interessen der Nationen, welche die lange Zwingherrschafft mit Füßen getreten hatte, entscheiden und ihre politischen Verhältnisse neu ordnen sollte, so war eben doch diese Aufgabe so gewaltig, sie war so schwierig, die Interessen der Betheiligten standen sich oft so schnurstracks entgegen, daß es anfangs schien, als würde es bei dem Beobachten aller Einzelnen bleiben.

Unter gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen schien man sich nur erforschen zu wollen, und es herrschte eine wahre Gewitterluft, es lag ein banger Druck auf den Gemüthern. Um sich dessen zu entledigen, um äußere Haltung zu gewinnen, stürzte man sich in Zerstreungen, und es nahm den Anschein, als seien die großen Herren mit ihrem zahlreichen Gefolge nur dazu nach Wien gekommen, um sich dort von ihrem kaiserlichen Gastgeber aufs Herrlichste bewirthen und an täglich neuen Festen erfreuen zu lassen.

Es waren in der Burg ungeheuerere Veranstaltungen zu dieser Bewirthing getroffen; sie kostete täglich, wie man sagte, 500 000 Gulden. Der Kaffee ward nicht anders als in unermesslichen Braukesseln gekocht. Zahllose Köche waren in Bewegung; vor Allem aber verschlang der

Marstall unendliche Summen; denn für jeden der größeren und der kleineren Herren stand eine Equipage in Bereitschaft. Nie ist wohl die Gastfreundschaft in größerem Maßstabe geübt worden als damals vom Kaiser von Oesterreich. Jeder Souverän sah sich in eine Lage versetzt, in welcher er keine der Bequemlichkeiten seines eigenen Hofes vermissen konnte; Wohnung, Hofstaat, Equipage, Alles war kaiserlich, Alles von jener soliden Pracht, wie sie den Festen des österreichischen Hauses stets eigen und nur möglich ist bei dem außerordentlichen Reichthum, nicht nur des Kaiserhauses, sondern auch einer großen Anzahl von Privatleuten. Dem Wiener Hof soll der Kongreß nahezu 30 Millionen Gulden Kosten verursacht haben. Damals sprach der alte Fürst Signe das berühmte gewordene Wort: „Le congrès danse, mais il ne marche pas.“

Solange der Kongreß so müßig, nur Feste zu feiern, ja nur zu tanzen schien, wer konnte es da uns Frauen verdenken, daß wir uns fast wie die Hauptpersonen vorkamen. Ging es doch von Fest zu Fest, und eigentlich waren nur die vornehmsten, elegantesten und jüngsten Herren und Damen thätige Theilnehmer, während alle Uebrigen scheinbar nur eine Statistenrolle spielten.

Besonders komisch war das Gemisch verschiedenartigster Personen, die alle ein Geschäft am Kongreß zu haben glaubten, zum Theil auch wirklich dahin mit Aufträgen gesandt waren, wenn nicht zum Handeln, so doch zum Beobachten.

Man sah Edelleute und Gelehrte, die früher nie Geschäfte geführt hatten, sich aber jetzt sehr wichtig dünkten und in diesem Wahn eine imponirende Haltung annahmen, Professoren, die im Geiste ihre akademischen Katheder in die Mitte einer ihnen lauschenden Kongreßversammlung hingestellt hatten, bald aber verstimmt umher irrten, unter Klagen, daß sie nicht erfahren könnten, was eigentlich vorgehe. Andere freilich durften nur als Privatleute auftreten, weil sie insgeheim zu wirken hofften. So mancher Philanthrop trug seine schon vollendete Verfassungsurkunde in der Tasche, aber ach! sie kam nicht zum Vorschein!

Dazu denke man sich nun die sehr zahlreichen Gefolge der hohen und höchsten Personen, den Schwarm, den der deutsche hohe Adel bildete, die Menge von Fremden, die das große Schauspiel angelockt hatte, und

man wird sich den Anblick vorstellen können, den Wien im Beginne des Oktober bot.

Wenn ich nun in meiner Erinnerung die gekrönten Häupter vorüberziehen lasse, so steht im Vordergrund der russische Zar, dessen Geschichte mich von jeher angezogen, dessen tragischer Tod mich im Jahr 1825 so sehr erschüttert hat. Seine ritterlich schöne, glänzende Erscheinung, die Liebenswürdigeit, mit der er auftrat, hätten noch siegender gewirkt, wenn nicht zugleich oft etwas räthselhaft Zurückhaltendes, ja Trübes und Bedrücktes in seinem Wesen gelegen hätte. Später erst ist mir klar geworden, daß er damals, unter dem Einfluß der Frau v. Krüdener stehend, sich zum Befreier und Beglückter der Menschheit berufen glaubte und sich dabei in eine Welt von Widersprüchen verwickelt sah.

Neben ihm trat König Friedrich Wilhelm III. auf, auch eine Helden-gestalt, aber ebenso schlicht, männlich und einfach wie sein kaiserlicher Freund glänzend und anmuthig. Er imponirte durch seine ernst-militärische Haltung, und die Steifheit und Strenge im Ausdruck bezog man gern auf die Trauer um seine heimgegangene Königin. Von diesen beiden Herrschern wende ich mich zu dem Fürsten, der unseren Herzen am nächsten stand, dem guten Dänenkönig Friedrich VI. Mit einiger Besorgniß sahen wir seinem Auftreten entgegen. Stand doch der als Mensch so vortreffliche Monarch in dem wohl nicht unbegründeten Ruf, das Unglück, das ihn während seiner langen Regierung verfolgt hatte, zum Theil selbst verschuldet zu haben; außerdem hatte er sich durch die Bundesgenossenschaft mit Frankreich die allgemeine Ungunst zugezogen. Dazu kam seine fast abstoßende äußere Erscheinung. Aber die schlichte Freundlichkeit seines Wesens, seine heitere, anspruchslose, liebenswürdige Haltung gewannen ihm bald die Herzen und sicherten ihm eine ehren-volle Anerkennung.

Nun bleiben mir noch zwei Könige, zwei Großherzoge und drei Herzoge zu schildern. Von allen habe ich nur wenig zu sagen. Der König Max Joseph von Bayern schien mir ein jovialer, treuherziger, der von Württemberg, Friedrich, ein sehr dicker, verschmitzter Herr. Der Großherzog Karl von Baden sah unangenehm aus und war wenig mittheilend, der von Weimar, Karl August, stand im Ruf, sehr ausgezeichnet und ein Protektor aller Künste und Wissenschaften zu sein, zeigte sich aber bald als ein sehr liberal gesinnter Fürst. Der Herzog

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Weilburg trat zwar mit Lorbeeren gekrönt, aber in einer nicht anziehenden Gestalt, mit einem nicht einnehmenden, etwas scheuen Wesen auf, der Herzog Ernst von Coburg dagegen mit eitlem Anspruch auf Schönheit. Gegen den Herzog Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, der ein sehr gebildeter und sehr angenehmer Mann war, hegte man das Vorurtheil, als sei er noch ein heimlicher Franzosenfreund. Der Erbprinz Leopold von Dessau und sein Bruder Georg weilten als jugendliche Zuschauer in Wien. Die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg standen sich beinahe feindlich gegenüber. Der Kronprinz von Württemberg war mit Charlotte, der zweiten Tochter des Königs von Bayern, vermählt und betrieb gerade jetzt die Scheidung, um seine erste Liebe, die Großfürstin Katharina Paulowna, seit 1812 verwittwete Herzogin Georg von Oldenburg, zu heirathen. Dazu kam nun noch in Wien eine Art von persönlicher Rivalität zwischen Beiden.

Die Prinzen Wilhelm*) und August**) von Preußen nahmen sich sehr gut, sehr stattlich aus. Der Prinz Wilhelm von Holstein-Beck, Schwager des Königs von Dänemark, war ein hübscher, lieber, stiller Mann, der sich nur zu sehr nach der Wiege seiner Kinder zurücklehnte. Prinz Leopold von Sicilien, später immer Prinz von Salerno***) genannt, dem man die Herzensgüte auf einem häßlichen Gesicht ansah und der in dem Kufe stand, recht viel Kenntnisse zu besitzen, war dennoch der Schreck der Damen durch sein bärenhaftes Tanzen. Die Erzherzoge alle traten nicht nur mit großer Bescheidenheit auf, sondern drängten sich aus natürlicher Blödigkeit so viel wie möglich in den Hintergrund. Mit den meisten von ihnen habe ich keine Art von Bekanntschaft gemacht. Von den vielen Brüdern des Kaisers Franz nenne ich nur Erzherzog Johann und Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern, den man trotz seiner Häßlichkeit mit hohem Interesse ansah; er wechselte auch zuweilen einige freundliche Worte mit mir. Erzherzog Ferdinand von Este, jüngster Bruder der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, Marie Luise Beatrix von Modena, war der einzige Tänzer unter den

*) Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder des Königs von Preußen.

**) Prinz August, der Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand.

***) Prinz Leopold von Salerno, ein jüngerer Sohn des Königs beider Sicilien Ferdinand I.

Erzherzogen; ein recht artiger, angenehmer Mann. Er war ein Enkel der Kaiserin Maria Theresia; sein Vater Ferdinand hatte die Erbin der Häuser Este, Beatrix, geheirathet und war der erste Herzog von Modena aus dem Hause Oesterreich. Von dem Erzherzog-Thronfolger Ferdinand erzählte man sich allerhand Geschichten; unter anderen erinnere ich mich, wie seine Nachbarin bei einem Souper, wo er sich hin verloren hatte, ihm nachsprach: „Da schlogt's schon 10 Uhr, ei doch, nun schloßt der Papa schon, nun schloßt die Mama, nun schlossen sie Alle! Ha, ha!“

Der Fürst Georg Wilhelm von Schanmburg-Lippe-Bückeburg war in eigenen Angelegenheiten dort. Andere kleinere Fürsten Deutschlands, wie die Reuß, Schönburg, Bentheim, Jsenburg, die Salm, Solms, Thurn und Taxis, Neuwied und andere, waren zahlreich vertreten.

Diese nun versammelten sich zu Rath und That um die durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit gleich ausgezeichnete und bedeutende Fürstin von Fürstenberg,*) welche als Wittve und Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Energie vertrat. Der Rheinbund hatte alle diese fürstlichen und gräflichen Standesherrn zu Unterthanen herabgedrückt, und sie hofften hier im Kongreß wieder ihre alte Unabhängigkeit zu erobern.

Ein Mitglied des Berliner Hofes, den liebenswürdigen Prinzen Anton Radziwill, will ich hier nicht unerwähnt lassen. Wenn er auch an den Geschäften des Kongresses keinen Theil hatte, so trug er doch in hohem Grade zur Unterhaltung bei, und ich werde von ihm noch viel zu erzählen haben. Sein Verwandter, der liebenswürdige Fürst Adam Czartoryski, der Freund des Kaisers Alexander, nahm eine ganz andere Stellung am Kongreß ein. Still und in sich versunken, erschien er nur wenig bei den Festlichkeiten, suchte aber desto eifriger für das Beste seines Volkes zu wirken. Seine Physiognomie, sein ganzes Wesen zogen mich sehr an, und mit Interesse und Trauer habe ich sein Schicksal verfolgt. Pozzo di Borgo, Saint Marsan, Anstetten, Palmella, Dalberg, dies Alles sind Namen der großen Diplomaten, die ich in dieser Zeit mit Interesse sah.

Freiherr vom Stein trat wenn auch nicht wirkend, so doch durch seine Persönlichkeit bedeutend im Kongreß auf. Er stand da wie ein

*) Elisabeth, geborene Prinzess zu Thurn und Taxis.

Koloß des festesten Willens und einer ungeschwächten Selbständigkeit, und Vieler Augen sahen dankend und hoffend auf ihn. Freiherr Hans v. Gagern, der niederländische Gesandte, machte sich viel auf andere Art zu schaffen.

Bei dem Haupte der Staatsmänner, dem Fürsten Metternich, eröffnete sich uns der erste Blick in diese bunte Welt. Es war am 2. Oktober, daß wir bei ihm, noch vor dem Einzug der Souveräne, Alles versammelt fanden, was sich durch den Kongreß hatte herbeirufen lassen. Der Wirth gab es auf, die Menge miteinander bekannt zu machen, und auch ich, des Fragens überdrüssig, erwartete von der Zeit und Gelegenheit die Bekanntschaft dieser neuen Gäste ab. Da fiel mir die wunderlich zutrauliche Anrede eines deutschen Jünglings höchst lästig auf, seine unbescheidene Annäherung trieb mich immer mehr in die Enge, bis ich mich zwischen einer Konsole und dem so bekannt thuernden Fremdling eingeklemmt fühlte.

Endlich befreite mich eine Antwort, die ihn stutzig machte, von seiner unbequemen Nähe; er hatte sein Erstaunen geäußert, daß ich so gut deutsch und nicht lieber ungarisch spräche; als er aber hörte, ich könne kein Ungarisch, ich sei ja keine Ungarin, eilte er von mir hinweg, um meinen Namen zu erfragen, und da ich ein Gleiches auch gethan, wußte ich nun, daß der sogleich wieder zu mir Zurückkehrende der Kronprinz von Bayern sei. Dies konnte mich jedoch nicht mit seiner Art und Weise ausöhnen, so groß auch das Kompliment war, als er mir sagte, er hätte mich für Julie Zichy*) gehalten. Jetzt äußerte er dasselbe Erstaunen abermals über meine deutsche Sprache, da ich ja doch eine Dänin sei, und so sehr ich mich wehrte, indem ich als Holsteinerin mich für eine Deutsche rechnen könne und wolle, ließ er doch nicht von seiner einmal gefaßten Idee ab und neckte mich auch späterhin immer wieder mit den Eigenheiten der Däninnen, mit ihrer Sprödigkeit u. s. w. Den etwas älteren Kronprinzen von Württemberg lernte ich nicht erst in dieser Versammlung kennen, sondern schon früher bei meiner Freundin Gräfin Veroldingen, in deren Hause, als dem württembergischen Gesandtschaftshotel, er für die Kongreßzeit eine Wohnung genommen hatte. Dieser Bekanntschaft ungeachtet überraschte es mich einige Tage später

*) Die schöne Julie Zichy, geborene Gräfin Festetics, deren Madonnengesicht selbst auf den ernstestn König von Preußen tiefen Eindruck gemacht hatte.

aufs Höchste, als er, der den Pas unmittelbar hinter dem Kaiser Alexander hatte, mich aus einem zahlreichen Damenkreise herausholte, um mir seinen Arm zu bieten.

Dies geschah auf dem ersten Privatfest während des Kongresses. Die Wittve des Generalissimus Fürsten Bagration hatte dieses Fest veranstaltet und nur Damen dazu eingeladen, die sich durch Schönheit oder Jugend auszeichneten. Diese Damen wurden auf Bänke placirt an den Wänden des Tanzsaales, der wie ein großes Zelt drapirt und mit Trophäen geschmückt war. Keiner der männlichen Gäste durfte den Fuß in dieses Heiligthum setzen, ehe die schöne Wirthin ihren Kaiser hineingeführt und ihn auf eine graziöse Weise diesem Damenkreise vorgestellt hatte. Bevor noch der Tanz begann, ward die Wallfahrt in den Speisesaal angetreten, an der Spitze des Zuges die Fürstin Bagration am Arme des kaiserlichen Gastes und dann ich mit dem Kronprinzen von Württemberg.

Doch wie mag ich mich bei solchen unwichtigen Mittheilungen aufhalten, ehe ich von der eigentlichen Eröffnung dieser großen Epoche, von dem Einzuge der Monarchen, berichte! Wir sahen ihn aus den Fenstern eines Quartiers mit an, welches das Hofmarschallamt für den Prinzen von Holstein-Beck, der unseren König begleitete, zunächst der Burg gemiethet hatte. Zuerst zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm zu Pferde ein, in ihrer Mitte ritt Kaiser Franz, der sie eingeholt hatte. Diesen Zug eröffnete die köstlich uniformirte ungarische Edelgarde, Fürst Esterhazy an ihrer Spitze in seiner Magnatentracht, deren Werth auf mehrere Millionen geschätzt ward. Die Perlenbirnen an seinen Stiefeln und die Juvelenaigrette an seiner Kopfbedeckung sind berühmt. Der Eindruck, den das Fürstenpaar auf die Volksmenge machte, fiel ganz anders aus, als man gedacht hatte.

Des Königs Friedrich Wilhelm würdige, edle Haltung, sein männlicher Ernst gewannen ihm allgemein den Beifall, den er weder suchte, noch wünschte. Alexander dagegen vermochte ihn dem Wiener Publikum weder diesmal, noch später abzugewinnen, und auch mir wollte seine gar zu freundliche Miene, sein etwas gesuchtes Grüßen nicht gefallen. Der Preußenkönig schien mir allzu ernst; meines lieben Kaisers Franz ganz natürlich lässige Haltung und seine wohlwollende Freundlichkeit gefielen mir am besten.

Einige Tage später holte Kaiser Franz auch unseren guten König Frederik ein, und zwar diesmal zu Wagen. Es bekümmerte mich nicht wenig, die Unschönheit unseres Monarchen jetzt noch durch einen Ausschlag vermehrt zu sehen, welcher eine Folge der Erhitzung der Reise war; dennoch sprach sich schon hier die Vorliebe aus, welche das gute Wiener Volk nachher immer dem Dänenkönig bezeugte.

Dies Alles hatte noch die Septembersonne beleuchtet. Am 1. Oktober machte ein herrliches Konzert den Anfang der großen Feste auf der Burg. In der zu einem Saale umgewandelten Reitschule führten fünfhundert Singstimmen Händels großes Oratorium „Samson“ auf. Später ward auf gleiche Weise sein „Alexanderfest“ gegeben. Wenige Tage darauf bildete dieselbe Reitschule den Schauplatz eines Bal paré, dessen großer Reiz nicht nur in der Menge herrlich gepuzter Damen und ordenbedeckter Herren, sondern ganz vorzüglich in den gewaltigen Dimensionen des Raumes lag.

Hatte man die Redoutensäle durchwandert, so eröffnete sich ein wahrhaft großartiges Schauspiel auf dem Perron einer hohen Treppe; von diesem aus liefen Galerien um den oberen Theil des Saales herum, in denen man jenen Konzerten gelauscht hatte; anstatt der Fenster sah man enorme Spiegel, aus denen der Widerschein von hunderttausend Lichtern blinkte. Die Treppe führte, sich nach zwei Seiten theilend, hinunter in den jetzt herrlich parkettirten unteren Saal, an dessen Wänden sich Estraden amphitheatralisch erhoben. Geblendet, beinah schwindelnd, weilte ich einige Momente oben, um dann von unten aus den glänzenden Zug anzustauen, als der zahlreiche Wiener Hof, mit allen fremden Höfen vereint, die Treppe herabkam. Man tanzte etwas, doch sah man sich noch mehr in der neuen, fremden Welt um und fragte auch wohl nach dieser oder jener auffallenden Persönlichkeit. Auf diesem Feste sah ich zum ersten Male den Fürsten Wittgenstein.

Nach acht oder vierzehn Tagen ward ein neues Fest in diesen Räumen gegeben, ein maskirter Ball, auf welchem jedoch Viele, und wohl die Meisten, darunter auch ich, ohne Kostüm erschienen. Eines prachtvollen Aufzuges von vierundzwanzig schönen Wienerinnen erinnere ich mich mit Vergnügen. Sie stellten je sechs und sechs die vier Elemente vor. Für die Luft waren die jüngsten und zartesten Gestalten gewählt, sie waren in den leichtesten Flor gehüllt. Die Meernymphen waren

reich geschmückt mit Perlen und Korallen, und man vermifste keines ihrer Attribute. Für das Feuer war man weniger strupulös in Betreff des Alters gewesen, und so nahm unsere Freundin die Fürstin Kaunitz eine Stelle unter den Sechsen ein, die sie gar nicht unwürdig ausfüllte; ihre Augen brannten um die Wette mit den feuerfarbenen Gewändern, und es ward mir ganz heiß, als dieses Salamandergeschlecht an mir vorüber schwebte. Ihnen nach wandelten schweren Tritts sechs wohlbeleibte Matronen, ganz mit Juwelen und Gold und anderen edlen Erzeugnissen der Erde bedeckt, wovon jede sehr würdig die Mutter Erde vorstellte. Auf ihren Häuptern trugen sie goldene Körbchen, so schwer mit den Früchten des Herbstes beladen, daß der einen die Stirn unter dem Bandeau, an welchem der Korb befestigt war, blutete. Mir schien die Luft des Augenblicks durch diese Tropfen Blutes zu theuer bezahlt.

Von einem enormen Volksfest im Augarten waren wir so verständig gewesen uns fern zu halten. Man wußte uns nicht genug von dem Gedränge zu erzählen, welches dort geherrscht habe; es war so unerhört gewesen, daß viele der vornehmsten Damen mit zerrissenen Kleidern heimkamen und manches Stück ihres Schmuckes nachher vermißten. Der etwas starken Fürstin Colloredo waren nicht nur der Rock, sondern auch die Ärmel von der Taille im Gedränge ganz abgerissen worden.

In dem zu diesem Feste aufgerichteten großen Brettersaal, der an den von Kaiser Joseph II. erbauten Pavillon stieß, gab später der berühmte, damals schon alte Admiral Sidney-Smith (geboren 1764, gestorben 1840) zum Besten der Negerklaven ein Fest und lud alle Souveräne mit ihrem Gefolge und die mächtigen und minder mächtigen Fürsten zu einem Diner ein. Man wußte im voraus, daß er gewaltige Reden im Schilde führte, in denen er das Interesse der Sklaven vertreten und den Vorschlag in Anregung bringen wollte, der Kongreß solle einmüthig die Aufhebung des Sklavenhandels beschließen! Ich weiß nicht mehr, ob er bei Tafel eine Sammlung für sie veranstaltete, noch ob der nachfolgende Ball, zu dem jeder eingeladene Herr aufgefordert worden war, eine Dame mitzubringen, ein Picknick oder ein aus der Tasche des Sidney-Smith bestrittenes Vergnügen war. Wohl aber hat es sich meinem Gedächtniß eingepreßt, daß die russische Gesandtin Gräfin Stackelberg, geborene Gräfin Ludolf, mit der ich mich

verabredet hatte, und ich die rechte Stunde verfehlten und ankamen, während die Herren noch tafelten. Wir ließen uns schnell in den noch leeren Ballsaal führen und baten, daß unser frühes Erscheinen nicht gemeldet würde. Dennoch hatte Kaiser Alexander es erfahren, und vielleicht froh, die endlosen Reden des Wirthes zu unterbrechen, vielleicht auch, um seine Freude an unserer Verlegenheit zu haben, beredete er den König von Dänemark, seine Dame, das war ich, sogleich begrüßend aufzusuchen; er selbst erhebt sich von der Tafel, und Beider Gefolge thut das Gleiche. Schüchtern in einem Winkel hinter einem Postament hören wir die nahenden Schritte und das Geklirr der Säbel und sehen zu unserem Schreck den König, vom Kaiser geführt, in unsere große Halle eintreten, uns mit den Augen suchen und dann auf uns zuweilen, hören den Kaiser scherzen über den Eifer seines königlichen Bruders, der Dame seiner Wahl für die Gile zu danken, mit der sie seinem Rufe gefolgt sei. Dabei ergriff er mit großer Courtoisie meine Hand und küßte die große Stelle, die zum Unglück ein zerrissener Handschuh frei ließ. Diese Vertraulichkeit brachte mich aber beinahe aus der Fassung, weil sie mir von ihm so überraschend kam. Ich war als Fremde nicht bei der ersten Cour zugegen gewesen, bei der die Wiener Damen alle ihm vorgestellt worden waren, und war ihm daher bis jetzt ganz fremd geblieben; diese schiefe Stellung hatte ihn wie mich verlegen gemacht, und bisher hatte er nicht den Moment zu finden gewußt, um meine Bekanntschaft zu machen. Auf einem Ball bei der Gräfin Zichy hatte es sich so getroffen, daß ich in einer Tempete, dort Zigarro genannt, immer vor ihm hertanzte, bei dem jedesmaligen Um- und Einanderzuwenden machte er mir das zu dem Tanz zwar gehörige, damals aber schon längst nicht mehr übliche Kompliment, und ich mußte wohl vierzigmal seine ungewöhnlich tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung erwidern. Ein anderes Mal war mir's geschehen (das furchtbare Gedränge bei allen Privatfesten entschuldigte es), daß ich den runden Rücken dieses großen Herrn etwas unsanft streifte und bei meinen Bitten um Vergebung (die jedoch halb durch Nachdrängende unterbrochen wurden) einen sehr freundlichen Gruß von ihm gewann. Nach solchen, eigentlich nur pantomimischen Begrüßungen war mir diese erste spaßige Unterhaltung doppelt peinlich, und mein böser Mann, der im Gefolge des Königs gekommen war und in meiner Nähe stand, weidete sich an meiner Verlegenheit

Glücklicherweise ward diese kleine Scene bald durch die Ankunft mehrerer Damen und durch die Bitte des Wirths unterbrochen, ob die großen Herren sich nicht wieder gnädigst zur Tafel versügen wollten. Dieser Wirth machte sich überhaupt sehr geschäftig; es war ein kleiner etwas verwachsener Mann, den bei dieser Gelegenheit seine ziemlich bedeutende Stärke insofern begünstigte, da ihm sehr viel daran gelegen war, sich mit seinen unzähligen Orden breit zu thun. Er trug sie diesmal nicht, wie man pflegt, an den üblichen Bändern, sondern hatte sich mit den Ordenskettten, die man nur bei großen Gelegenheiten und dann wohl immer nur eine zu tragen pflegt, behangen. Um recht viel auf einmal anbringen zu können, hatte er sie mit großen weißen Atlasschleifen auf der Schulter befestigt. Da aber diese Vorsichtsmaßregel nicht ausreichte und er doch keinen der gegenwärtigen Ordensspender dadurch beleidigen wollte, daß er seinen Orden nicht anlegte, so wechselte er von Stunde zu Stunde seinen Ordensschmuck, bis sie alle an der Reihe gewesen waren. Diese wie so manche andere Wunderlichkeit des guten Sidney-Smith stimmte die Gesellschaft zur Munterkeit, und da auch die Räumlichkeiten kein störendes Gedränge zuließen, tanzte man mit einem ganz neuen Vergnügen. Zum ersten Male amüfirte man sich mit Abklatschpolonaisen; man zog die Treppen hinauf und hinab durch die Galerien, und dies Alles bildete ein gar schönes Schauspiel.

Am 18. Oktober, zur Jahresfeier der Völkerschlacht, ward der große, neu von Brettern aufgeführte Saal am Rennwege, neben Fürst Metternichs Landhause, eingeweiht. Schon im Sommer, da man die Eröffnung des Kongresses früher erwartet hatte, war er erbaut worden, und Graf Fuchs, Gemahl der liebenswürdigen Laure, hatte damals schon gefragt, wo denn Billette zu den Sperrfizen zu bekommen sein würden, von welchen aus er dieses Schauspiel betrachten könne. Dieses Fest nun, vor welchem man sich in Erinnerung an den furchtbaren Brand bei dem Schwarzenbergischen, am 1. Juli 1810 in Paris, gefürchtet hatte, gelang vollkommen.

Es waren die strengsten Vorsichtsmaßregeln gegen Feuersbrunst getroffen worden. Bei den großen, im edlen Genre gehaltenen Decorationen waren alle Draperien vermieden. Eine rund um den Saal herlaufende Säulenreihe bildete Vorhallen, in denen man sich zur Abkühlung ergehen konnte. Längs diesen Säulen innerhalb des Tanz-

jaales zogen sich Estraden mit bequemen Sitzen für die Damen, und zahllose Lampen machten die Nacht zum Tage. Von den Vorhallen aus führten breite Treppen, die geheizt waren, in die großen Säle des Erdgeschosses hinunter, wo ein reiches Souper servirt war. Der Heizung hätte es kaum bedurft; denn ein köstliches Sommerwetter begünstigte die Feier so sehr, daß, als auch sie, wie alles Schöne auf Erden, ihr Ende erreicht hatte und das Gedränge der Wagen so unerhört war, daß man stundenlang auf sie warten mußte, der Aufenthalt auf der Perrontreppe durchaus nicht die Unbequemlichkeiten einer kühlen Nacht darbot. Ich vergesse nie den originell schönen Anblick dieser Scene. Man denke sich eine Treppe, fast so hoch wie ein Haus, mit rothem Tuch bedeckt, mit türkischen Zelten überbaut und durch helle Beckkränze erleuchtet, darauf einen großen Theil der Gesellschaft in Mäntel gehüllt hingelagert, und für einige Damen, zu denen auch ich gehörte, Stühle auf die obersten Stufen hingestellt. So harrete ich bis an den lichten Morgen auf das Vorfahren meines Wagens. Mein Mann, der sich angegriffen fühlte, war schon früh nach Hause gefahren und hatte mich der Fürsorge seines Bruders Joachim empfohlen.

Einige Wochen später lud Fürst Metternich, um das Prachtgebäude noch einmal zu benutzen, ehe der Kongreß auseinanderging (an dessen nahes Ende man immer noch nicht glauben wollte), zu einem kostümirten Ball ein. Die Gesellschaft kam überein, dem hohen Gastgeber und seinem kaiserlichen Herrn zu Ehren die Landestrachten der verschiedenen unter Oesterreichs Scepter vereinigten Länder und Provinzen zu wählen. Hier galt es nun, nicht nur ein Kostüm auszusuchen, sondern sich auch einer Quadrille anzuschließen oder eine zu bilden. Ich entschied mich für Letzteres und freute mich, als meine liebe Henriette Schladen, ihre Freundin, die schöne Therese Wrbnna, und die hübsche Marie Hügel sich mit mir vereinten. Wir hatten Alle ziemlich ähnliche Figuren und erschienen in dem sehr bunten siebenbürgischen Kostüm, welches unsere Herren eigentlich besser kleidete als uns. Baron Karl v. Hügel, der spätere berühmte Reisende, war einer dieser Herren; Baron William Hammerstein aber hatte ich zu meinem Tänzer gewählt, die Andern weiß ich nicht mehr. Wohl erinnere ich mich dagegen der Ungeduld, mit der ich, schon längst angekleidet, die mich abholenden Damen, denen sich der Wagen mit unseren Herren anschloß, erwartete. Endlich mit

dem Schlage 9 Uhr hielten sie vor meiner Thür, und dennoch näherten wir uns erst um 11 Uhr dem Schauplatz so vieler Herrlichkeiten, von denen uns durch diese ewig lange Fahrt natürlich gar Manche verloren gingen. Der Weg dahin, der höchstens eine Viertelstunde lang ist, war nämlich durch die vielen Wagen dermaßen versperrt, daß wir uns noch freuen konnten, mit gesunden Gliedern davonzukommen.

Mein Mann, der mich dort schon viele Stunden mit seinem Bruder erwartete, trat mir sehr besorgt entgegen; bald war jedoch alles Ungemach der langen Fahrt vergessen, und ich amüfirte mich recht gut. Das einzige hübsche Kostüm, dessen ich mich erinnere, war das der Gräfin Szechenyi, geborenen Guilsfort, als Zigeunerin. Diesmal entfernten wir uns früher, um nicht ein zweites Mal auf der großen Treppe warten zu müssen.

Ein glänzendes Karoussel in der kaiserlichen Reitbahn schloß die Reihe der größeren Kongressfeste vor Eintritt des Advents. In Privathäusern aber fanden noch viele Gesellschaften und theatralische Vorstellungen statt. Bei der Fürstin Bagration wurden sehr hübsche Komödien gespielt, und sie selbst, in russischem Kostüm, tanzte den Nationaltanz ihres Vaterlandes mit einer Grazie und einer Natürlichkeit, wie man es kaum gern von einer Frau in der Gesellschaft sah. Im Arnsteinschen Hause sahen wir ein Wachsfigurenkabinet von lebenden, zum Theil sehr schönen Menschen vorgestellt.

Die Häuser der jüdischen Bankiers Arnstein und Eskeles waren der Sammelplatz vieler Fremden, namentlich der Preußen. Da vorzugsweise sah man stets neue Gesichter, weil nicht nur viel Ab- und Zureisende kamen und gingen, sondern weil man es auch nie zu Stande brachte, selbst die stehenden Kongressmitglieder alle zu kennen, nicht einmal die Gefolge der Souveräne in ihrer ganzen Vollständigkeit. Wir Damen lernten eigentlich nur solche, die durch Stellung und Rang an den Polonaisen theilnehmen durften, kennen.

Die Russen drängten sich mit der ihnen so eigenen Anmaßung überall vor; besonders General Tschernitscheff legte es darauf an, eine große Rolle zu spielen, und das gelang ihm auch nicht übel. Das französische Personal dagegen hielt sich ziemlich im Hintergrunde. Die Preußen hatten Takt genug, sich wenig unter die eigentliche elegante Welt zu mischen; für dieselbe waren sie wenn auch nicht zu schwer-

fällig, so doch zu gut und zu solide. Mit Oberst Grafen Schwerin, der nur zu bald darauf bei Vigny blieb und mit dessen Wittve ich später sehr befreundet wurde, erinnere ich mich doch öfter eine Polonaise getanzt und mich seiner deutschen biederen Treuherzigkeit gefreut zu haben. Mit dem Fürsten von Hohenzollern walzte ich, so auch mit Brauchitsch, der damals in mir schon eine halbe Landsmännin zu sehen schien.

Konstantin Stolberg ward von uns als Verwandter mit Herzlichkeit aufgenommen; er war ein wackerer Mann wie seine Kameraden, ein edler Mann wie alle Stolberg und überdem ein schöner Mann, dem nur eine Kopfhöhe fehlte, um seinem König sprechend ähnlich zu sehen. Die zornige Heftigkeit seines Unmuths, als späterhin Napoleons Flucht von Elba bekannt ward, erschreckte mich aber beinahe. Er und alle diese Herren waren schon vor Ungeduld fast vergangen über die unvorhergesehen lange Dauer des Kongresses. Nur den Fürstlichkeiten schien die Zeit pfeilschnell zu verstreichen; sie schienen, dem Vergnügen hingegeben, alles Uebrige zu vergessen. Einer aber von den Prinzen, der freilich weder politische Geschäfte zu besorgen hatte, noch Courmacher war, dagegen eine liebe Frau und Kinder zu Hause hatte, sehnte sich, jedem Privatmanne zum Troß, über Alles nach der Heimath zurück. Es war des Königs von Dänemark Schwager, der gute Prinz von Holstein-Beck.

Ich war um meiner Häuslichkeit willen wohl zufrieden, daß mein lieber Mann meinen Vergnügungen recht oft Schranken setzte; desto heiterer und sorgloser genoß ich, was mir von ihm erlaubt ward. Anfangs hatte auch er wahre und große Freude für sich, und mehr noch für mich, an den Kongreßbelustigungen, weil sie so ganz aus dem Gewohnten herausstraten und alle mehr oder weniger großartig waren. Er hatte ja eine so rege Theilnahme für alle wirklich fröhlichen Belustigungen, wenn sie nur einigen Sinn, besonders wenn sie etwas Romantisches hatten; nur das oberflächliche sinn- und herzlose Alltags-treiben der frivolen Gesellschaften in der sogenannten großen Welt war ihm gänzlich zuwider.

Er selbst, mein lieber Mann, brachte auch mancher schönen Dame seine Huldigungen recht gern und immer auf seine eigene anmuthig-edle Weise dar. Eine Italienerin, deren Namen ich vergessen habe, zog ihn vor allen Anderen an, und er sprach oft von, noch öfter mit ihr. Als

einen Beleg zu dem früher Gesagten, daß man sich in jenem Kongreßgedränge so wenig kennen lernte, will ich erzählen, wie mein Mann in einem großen Zirkel von Damen bei der Empfangscour für Wellington hinter dem Stuhl dieser Italienerin stand und von ihr gefragt wurde, wer wohl jene Dame sei, die ihr von allen am besten gefiel. Ihrem Wink folgend, erblickte er mich und freute sich dieser ihrer Wahl. Daß ich die Dame ihrer Wahl war, setzte ihn aber hoffentlich weniger in Erstaunen, als daß sie nicht wußte, daß ich seine Frau sei. Die ersten Wochen und Monate des Kongresses verstrichen in ungetrübter Zufriedenheit und Heiterkeit. Als er sich aber gar so sehr in die Länge zog, da langweilte meinen Mann der ewige Hofdienst (denn er speiste täglich beim König) und noch mehr die Kette der Feste und Bälle, die kein Ende zu nehmen schien, in die ich so verwickelt war, daß ich kaum noch herausfinden konnte. Es betrückte mich sehr, als er mir vollends einmal seine Besorgniß aussprach, daß mir späterhin ein zurückgezogeneres Leben nicht gefallen und ich einen dauernden Aufenthalt auf dem Lande gar nicht ertragen würde. Hoch und theuer versicherte ich ihm das Gegentheil, wie mir denn auch die Ruhe der beiden folgenden Winter ganz besonders erfreulich war.

Am 28. Oktober, an dem Geburtstage der Königin, wurden wir Beide eingeladen, diesem Tage zu Ehren mit dem König von Dänemark an des Kaisers Tafel zu speisen. Erst tags vorher erfuhr ich, daß mir diese nach damaliger und besonders dortiger Hoffitte ganz unerhörte Ehre zutheil werden solle. So mußte ich mir in größter Eile ein Schleppkleid, wie man es nur noch am Hofe trug, dazu anfertigen lassen, das mir aber in der Erinnerung durch seine große Einfachheit auffällt; denn es war nur von weißem façonnirten Seidenzeug, nach damaliger Mode auch wenig besetzt und durch gar keinen Schmuck gehoben.

Da die kaiserliche Tafel noch zu einer sehr frühen Stunde (schon damals durfte man vornehmerweise nicht vor 4 oder 5 Uhr speisen) gehalten wurde, so verband ich mit meiner Auffahrt auf die Burg einen Gratulationsbesuch beim König. Die Etiquette wollte, daß mein Mann sich dem Gefolge des Königs anschlosse, und so mußte ich denn von ihm getrennt und von einem der österreichischen Hofherren geführt meine Reise durch die Gänge der Burg zurücklegen, bis ich endlich,

für meine Verlegenheit noch immer allzu früh, vor den kaiserlichen Gemächern anlangte. Zwei galerieartige Säle durchwanderte ich im Angesichte des versammelten und den König erwartenden Hofes; an der Thür des zweiten kam mir sehr freundlicher Weise der Kaiser Franz entgegen, und die Kaiserin empfing mich äußerst zuvorkommend; so war denn die momentane Verlegenheit ziemlich schnell überwunden.

Der Gastmähler in der Stadt gab es recht viele. Fürst Metternich, Fürst Trautmannsdorff waren die fleißigsten Gastgeber. Auch die Gesandten und Kongreßbotschafter ließen es an Einladungen nicht fehlen. Mein alter Gönner und Onkel väterlicherseits, der Staatskanzler Fürst Hardenberg, richtete es gewöhnlich so ein, daß ich neben ihm saß, und wußte durch seine liebenswürdige Unterhaltung mir die Zeit sehr schnell zu vertreiben. Es gelang ihm auch mehr oder weniger, mich vergessen zu lassen, was ich über seine gegenwärtigen Verhältnisse in Berlin, was ich von seiner Vergangenheit gehört hatte. Er sprach viel und gern von sich, seiner Sehnsucht nach einer gemüthlichen Häuslichkeit und klagte über das Schicksal, welches ihm eine solche stets versagt habe! Humboldt blieb, wo es sich thun ließ, seiner alten Gewohnheit getreu, mir vorzugsweise den Arm zu bieten. Manchmal geschah es wohl, daß ich von ganz Fremden geführt und neben ganz Fremde gesetzt wurde. Dann erfragte ich die Namen meiner Nachbarn erst rechts, dann links; so in den allerersten Tagen, als ich mich zwischen Lord Aberdeen und dem Prinzen Radziwill befand, mit dem ich damals schon eine Bekanntschaft schloß, die in Berlin sehr befestigt werden sollte. Seine muntere Gutmüthigkeit und polnische Grazie, seine deutsche Treuherzigkeit und polnische Gewandtheit ergänzten sich so angenehm, daß sein ganzes Wesen in der großen Welt gefallen und in der Häuslichkeit entzücken mußte. Er schien auch ein zärtlicher Vater zu sein. Alles, selbst das Knallen mit den Weintraubenhäutchen, welches er nicht unterlassen konnte unter dem Tische zu vollführen, erinnerte ihn an die lieben Kleinen, in deren Mitte seine Beschreibung mich einführte, so daß ich mich schon recht heimisch unter ihnen fühlte, ohne noch zu ahnen, wie ausgezeichnet dieser häusliche Kreis sei, und daß ich vom Schicksal dazu bestimmt sei, einst mit so viel Liebe und Güte in denselben aufgenommen zu werden und mich darin innig beglückt zu fühlen.

Gentz, der berühmte Staatsmann, Metternichs rechte Hand und Feder, lud uns auch öfter zu den ausgesuchtesten kleinen Dinern ein; ausgesucht durch die Gesellschaft, die er bei sich zu vereinigen mußte, ausgesucht durch die Delikatesse der Gerichte, die er aus Süd, Ost, West und Nord zusammenkommen ließ. Originell scheinlich war der Eingang zu seiner Wohnung; die Einfahrt in den Hof schien mir halbsbrechend, die Hausthür drohte durch ihre Niedrigkeit meinen Kopfsputz zu zertrümmern, die Treppe, dunkel und steil, ließ nicht ahnen, zu welchem Quartier sie führe. In diesen kleinen Stuben war Alles aufgehäuft, was Reichthum, Geschmack und die raffinirteste Eleganz nur ausfindig zu machen gewußt. Dem Gesicht- und Geruchssinn, der Bequemlichkeit ward auf alle Weise geschmeichelt. Der Wirth zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, und selten erlebte ich Vereine, in denen Munterkeit und Wit, Verstand und Feinheit sich auf so hinreißende Weise mittheilten, wo Jeder auf so eigenthümliche Art sich selbst und die Gesellschaft amüßte. Einmal überstieg die Zahl der Gäste sogar die Zahl der Plätze, die er ihnen anzuweisen hatte; da ward aber der Tisch vergrößert und das in dem Maße, daß die Dienerschaft nicht mehr um denselben herumgehen konnte, sondern das Serviren durch drei ausgehobene doppelte Thürflügel geschehen mußte. Ich entsinne mich, daß ich ein anderes Mal darauf vorbereitet wurde, eine alte Berliner Bekannte meines Mannes auf dem Gentz'schen Diner zu finden. nämlich Rahel Barnhagen, die damals noch die kleine Levy genannt wurde. Ich weiß, daß ich sie zwar mit Zuvoorkommenheit begrüßte, mich dann aber nicht weiter um dieses von der Natur nur schlecht ausgestattete Wesen bekümmerte und mehr Freude daran fand, den Geistergeschichten zu horchen, die gerade diesmal am Tische erzählt wurden. Einige kleine deutsche Fürsten, Ruß XIX. u. A., gaben theils selbsterlebte schauerliche Geschichten preis, und dies erinnerte mich an eine frühere Bemerkung meines Mannes, der hohe deutsche Adel, die immediaten (jetzt mehrentheils mediatisirten) Herren seien dem Aberglauben ganz besonders hingegeben. Wie erstaunte ich im Sommer 1833, als ich in dem Werke „Rahel“ die Erwähnung dieses Diners fand und entdeckte, daß ich recht eigentlich auf diese Rahel eingeladen gewesen sei. Hier der auf diese Einladung bezügliche Passus (Seite 301 u. 302 der „Rahel“):

„Wien, den 7. Dezember 1814.

Genz schrieb mir wieder ab, weil die Damen, die er für mich gebeten hätte, Tableaux bei Hofe machen mußten. Er ließ mir die Wahl, ohne die Gräfinnen Bernstorff und Fuchs mit ihm zu speisen, oder den Montag mit ihnen. Ich wählte das Letztere, weil ich gerade die beiden als Matadore der Liebenswürdigkeit sehen will. Genz erzieht dies. Gräfin Fuchs ist der Gräfin Plettenberg Schwester, und alle meine Herren sind in sie verliebt. Gräfin Bernstorff ist Graf Christians Frau, von der ich einen so reizend unschuldigen Brief gesehen habe, und so gründlich und eigenmächtig gescheit, daß sie mir ganz merkwürdig ist.“

Mich intrigirte es sehr, welcher meiner Briefe ihr möglicherweise zu Gesicht gekommen sein könne, und mein lieber Mann freute sich über den Ausdruck „so eigenmächtig gescheit“. Da ich mich einmal in die Diners vertieft hatte, so will ich auch gleich noch von einigen erzählen, deren ich mich besonders erinnere. Das eine fand bei dem neuvermählten Münsterischen*) Ehepaar statt; auch Joachim war mit eingeladen worden. Man hatte uns freundlich aufgenommen, und wir lauschten während der Tafel mehrentheils den halb scherzhaften, halb ernsthaften Vorträgen Pozzodi Borgos, des interessanten Korsen, der im russischen Dienst damals schon ein berühmter Staatsmann war. Bei dem zweiten dieser Diners ist mir nicht so behaglich zu Muth; denn statt allen weiblichen Empfanges kommt mir der Wirth Talleyrand allein entgegen. Ich bleibe die einzige Dame, weil seine Nichte, die schöne Dorothea,**) plötzlich erkrankt ist. Mir will's gar nicht gemüthlich dort werden; für die weit- und weltberühmte Liebenswürdigkeit des Hausherrn habe ich keinen Sinn, vielleicht weil er sehr leise spricht und ich nur mit großer Mühe einige seiner Worte erhasche. Sein Aeußeres widersteht mir; die starren Züge, aus denen fast wider seinen Willen Funken von Verstand hervorblitzen und in denen man vergebens eine Regung von Gefühl oder nur von Gemüthlichkeit, von Behaglichkeit sucht, sind mir entsetzlich, und gleitet mein erschrockener Blick an ihm herab, so

*) Graf Münster, hannoversch-englischer Gesandter, 1814 vermählt mit Wilhelmine Gräfin von Schaumburg-Lippe.

**) geb. Prinzess v. Kurland, vermählt mit dem Prinzen Edmond Talleyrand-Perigord.

muß der Klumpfuß mich vollends erschrecken, indem er mich an den Herrn Gevatter mahnt! Es ward einmal von Talleyrand gesprochen; man sagte, er sei eigentlich gutmüthig; seine Eigenheiten abgerechnet, wie die Wechselwirkung seines Wesens und der Welt sie ihm auferlegten, sei er gar nicht böse. „Je le crois bien“, sagte R., „il n'a pas besoin d'être méchant, la nature l'a été pour lui.“

Es ist Zeit, daß ich meine Erzählung über die Diners mit dem Berichte schliesse, daß auch wir uns veranlaßt fanden, unseren König bei uns zu bewirthen. Dreimal erzeugte er uns die Gnade, bei uns zu speisen, und man kann sich denken, daß wir Alles thaten, was unsere Wohnung erlaubte, um diesen Gastmählern einen festlichen Anstrich zu geben; aber in diesen Bemühungen lag eine Menge von Unbequemlichkeiten und kleineren und größeren Opfern. Mehrere Köche wurden angenommen, Tafelaufsätze und dergleichen mehr geliehet (zum Theil von Graf Schulenburg, meines Mannes Kollegen), Dienerschaft ward dazu geworben, und was das Schlimmste war, ich mußte mein Schlafzimmer jedesmal ausräumen; denn eben das, es war mit rothem Damast tapezirt, ward das Empfangszimmer. Hohe Gäste wurden geladen, doch, was ich nachträglich bedaure, keine Damen. Dennoch schien es dem guten König bei uns zu gefallen.

Ob dieses Wohlgefallen auch die Probe eines unserer täglichen Diners bestanden hätte, das ist die Frage. Sie waren übrigens recht hübsch, diese täglichen kleinen Gßzusammenkünfte in meinem Hause, vorzüglich wenn ihnen nicht der liebe Hausherr fehlte. Seraphine und ich, Ernst Stolberg und Roß und die drei ältesten Mägdelein bildeten die muntere Tischgesellschaft.

Der Better Ernst Stolberg, der älteste Sohn des Oheims Friedrich Leopold, ist der angenehmste und in seiner witzigen Munterkeit der erheiterndste Umgang, den man sich denken kann; er war gern bei uns. Herrn v. Roß, dem Attaché bei unserer Gesandtschaft, ward es nicht vergönnt, langweilig unter uns zu sein; er durfte seine ebenso langen wie langsamen Reden nicht in unsere Unterhaltung hineinflechten, wo ein Scherz den anderen jagte und Anrede und Gegenrede sich Schlag auf Schlag folgten. Wir erlaubten uns sogar manchen Spaß über seine breiten und oft recht abgeschmackten Anmerkungen, und ich muß ihm zum Lobe nachsagen, daß er in solchem Falle von ganzem Herzen in unsere Heiterkeit

mit einstimmte, ob unbefangen arglos, oder weil er sich nicht anders zu helfen wußte, darüber vermag ich nicht zu entscheiden. Es war seine langweilige Art, dieselbe Behauptung bis ins Unendliche zu wiederholen, und so war denn der Refrain seiner Klagen über den Kongreß:

„Man möge sich drehen und wenden, wie man wolle, die Hanseaten, die Juden und die Preußen könne man doch nie ganz vermeiden, und die drei Menschenarten seien ihm nun einmal in der Seele zuwider.“

Nach dieser Aeußerung, nach dieser Zusammenstellung wird man sich ein Bild von dem Manne machen können, der es mit der Zeit doch bis zum dänischen Gesandten in Paris gebracht hat, wo er seine ultralegitimistischen Prinzipien in die Tasche gesteckt hat und bei der jetzt regierenden Familie (Orléans) enfant gâté ist.

Der Unmuth, den ihm damals der Kongreß einflößte und den er mit so Vielen seinesgleichen theilte, rührte von der Unzufriedenheit her, daß ihm nicht die kleinste Rolle zu spielen vergönnt war, daß er sich weder durch seine Stellung als dänischer Legationssekretär, noch durch seine Persönlichkeit bemerkbar machen konnte, und so mußte ich es ihm noch hoch anrechnen, daß er seinen Unmuth genug bezwang, um mit den großen und kleinen Kindern meines Hauses munter und scherzhaft zu sein. Er war bei alledem ein seelensguter und den Bernstorffs von Herzen ergebener Mann. Ich wundere mich nur, daß dieses Herz nicht gebrochen ist, als er einige Jahre später seinen hochverehrten Grafen Christian in preußische Dienste treten sah.

War Koß entrüstet über den seltenen Zutritt, den er sich zu den Versammlungen, den Vergnügungspartien der fremden und einheimischen großen Welt zu verschaffen wußte, so begnügte sich Ernst Stolberg heiteren Sinnes damit, nur auf den größeren Festen zu erscheinen, unbekannt und unbemerkt zu bleiben und zu beobachten. Ein Gruß des Erkennens ward mir bei solchen Gelegenheiten wohl von ihm, aber keine Annäherung, die mir denn auch in der That nur hätte lästig sein können. Am 9. Januar 1815 verließ er uns. Zum heiligen Christ hatte er noch meine Kinder mit einer Laterna magica beschenkt und sie dadurch höchlich ergötzt. Dieses lieben Festes Feier war uns ganz ungestört geblieben.

Schon früher hatte mich während einiger Wochen eine leichte Erkältung, welche der Wunsch nach häuslicher Ruhe beliebig verlängerte,

zu Hause gehalten. Aus meinen Fenstern hatte ich unterdeß einer Feier zugehört, die einzig in ihrer Art, schon von dem Spasmmacher des Kongresses für die Mitglieder desselben als letztes und neues Schauspiel gewünscht worden war. Es war die Beerdigung eines Feldmarschalls, und zwar die des Spasmmachers selbst, die des alten Fürsten Vigne, der am 17. Dezember 1814 seine Laufbahn beschloffen hatte, eine thätige und begebenheitsreiche, deren heitere Spur wir durch mehrere Generationen hinauf verfolgten. Ein sanfter Tod endigte mit freundlicher Hand sein langes, glückliches Leben. Umringt von seiner zahlreichen Familie, Kindern, Enkeln und erwachsenen Urenkeln, starb er als frommer katholischer Christ. Dennoch blieb der Scherz ihm treu bis zum letzten Moment; denn als er seine Frau*) in einer Ecke des Zimmers weinen sah, sagte er, wenn auch mit wirklich gerührter Stimme: „Ah voilà le perroquet qui pleure! Pauvre perroquet!“ So zärtlicher Vater und Großvater, so gleichgültiger Gemahl war er, man muß es gestehen, stets gewesen. Er und seine wirklich einem Papagei ähnelnde Frau hatten eine Ehe geführt, wie es in der großen Welt unzählige giebt; sie waren zwar ohne Haß, aber auch ohne Liebe ein langes Leben hindurch nebeneinander hergegangen. Bei alledem war ich dem alten Helden gut gewesen; das empfand ich recht lebhaft, als ich mitten in dem Pomp des Leichenbegängnisses seinen alten sehr abgetragenen Hut erblickte. Da fühlte ich mich wahrhaft bewegt; denn einem geistreicheren, einem harmlos witzigeren Mann wird man nicht leicht wieder begegnen, als dieser edle, schöne Greis es war; das sagte ich mir mit wahrer Rührung. Habe ich hier den Fürsten von Vigne den Spasmmacher der hohen Versammlung genannt, und waren es seine Witze, welche diese vor Allem amüsirten, so belustigte Lord Steward sie auch oftmalen, wenn auch auf ganz andere, ihm zumeist unbewusste und ihn leider stets herabwürdigende Weise. Es war ihm der sehr verdiente Ruf eines Helden vorausgegangen; auch seine Erscheinung konnte nur für ihn einnehmen; denn er war schön, sah in der rothen Husarenuniform sehr stattlich aus, und das eine immer thränende Auge gab ihm nur eine etwas sentimentale, aber nicht entstellende Miene. Dieser günstige Eindruck ward indeß nur zu bald durch seine Abgeschmacktheit, die sich

*) Franziska, geborene Prinzessin von Liechtenstein; er war seit 1755 mit ihr vermählt.

mehr und mehr offenbarte, verdrängt. Stewards älterer Bruder, der Premierminister Lord Castlereagh, hatte eine natürliche Urbanität, die von dem rücksichtslosen Wesen des Bruders sehr vortheilhaft abstach. Man warf ihm oft Falschheit vor, doch verdiente er diese Beschuldigung gar nicht; sein Charakter war vielmehr offene Treuherzigkeit und gutmüthige Biederkeit. Sein Mangel an Festigkeit, seine zu große Nachgiebigkeit mochten seiner Politik oft den Anstrich von Falschheit geben. Nur zu häufig erlebte ich es, daß man Schwäche für Falschheit nahm. In der eleganten Welt verzieh man ihm die Jugendllichkeit und Munterkeit nicht, mit der er bei seinen Soiréen nach dem Souper den Ball selbst eröffnete. Ich aber tanzte gern mit dem heiteren Staatsmann, weil es mir eben gefiel, bei ihm nicht die Mattherzigkeit und den Lebensüberdruß zu finden, der gewöhnlich die Weltleute stempelt, und der leider in unseren Tagen bei vielen jungen Männern Mode geworden ist.

Die Vergnügungssucht und Tanzlust regten sich beim Beginn des Karnevals mit erneutem Eifer. Es war gerade, als wenn man eben vom Lande käme und sich nach etwas lang entbehrter Zerstreuung sehnte. Die Eröffnung dieses Karnevals bestand komischerweise aus drei oder vier Kinderbällen; nach einigen Stunden schieden dann die kleinen Gäste, um den Erwachsenen Platz zu machen. Mein Mann hatte sich entschieden gegen dieses unkindliche Vergnügen erklärt. Nur für den Stachelberg'schen Kinderball war eine Ausnahme unvermeidlich. Henriette hat noch eine lebhaftere Erinnerung an diesen frühen Einblick in die große Welt. Sie erinnert sich mit Vergnügen an ihre kleinen Erlebnisse auf diesem Ball und mit Schreck daran, daß sie den König von Preußen beinahe auf die Füße getreten habe. In dem Gedränge dieser bunten Welt von Kindern und Fürstlichkeiten, von aufmerksamen Müttern und mit sich selbst beschäftigten jungen Damen suchte ich meine kleinen Schätze so viel wie möglich im Auge zu behalten; ich bemerkte mit Freuden ihr kindlich-natürliches Wesen, welches um so mehr gegen das ihrer Gespielinnen abstach, als diese mehrentheils in einem sehr unkindlichen Putz prangten. Ihre hohen Frisuren waren mit künstlichen Blumen geziert, sie trugen Atlas- und Tüllkleider; das Bouquet an der linken Seite und der kleine Fächer vervollständigten den Damenputz. Die meisten von ihnen waren sehr hübsch; sie bildeten einen

reizenden Kinderreigen, in welchen auch meine holden Pfleglinge aufs Lieblichste hineinpaßten. Henriette war immer ein ausgezeichnet hübsches, ja wirklich schön zu nennendes Kind. Sophiens sehr unregelmäßige Züge vergaß man damals schon über dem Ausdruck ihrer großen dunklen Augen; die feinen Brauen wölbten sich gar anmuthig über denselben; ihr Mündchen konnte sehr freundlich lächeln; das Haar prangte in ungewöhnlicher Fülle; das Figürchen war wie gedreht, und die Arme und die Hände fielen schon damals durch ihre schönen Formen auf. Wenngleich die Kindheit dieses früh schon ausgezeichneten Wesens durch häufiges Kränkeln und damit verbundene Launen getrübt ward, wenn ihr auch der eigentliche Schmuck der Kindheit, die ungetrübte Fröhlichkeit, abging, so war sie doch ein höchst interessantes, sehr reich begabtes Kind, begabt mit Verstand und mit Fülle des Herzens. Sie mußte öfter und strenger bestraft werden als ihre Schwestern und Cousinen. Die Ausübung dieser nothwendigen Strenge aber war meinem Herzen doppelt schmerzlich, weil das Kind ihm unbeschreiblich nahe stand. Ihre Unarten waren jedoch keineswegs bössartig, sie waren meistens nur Ausbrüche von Heftigkeit und übler Laune. Freilich hatte Gott uns in Gnaden eine Erzieherin zugeführt, die die Gaben und den Willen hatte, auch eine recht schwere Erziehung durchzuführen. Sie verstand die Kindernaturen vollkommen, hatte viel Festigkeit und eine wahrhaft mütterliche Liebe und Treue für die Kleinen. O, wäre mir doch diese einzig vortreffliche Führerin der Jugend, diese meine holde Freundin erhalten geblieben; es wäre ein Glück gewesen, wie es auf dieser Erde freilich niemals dauernd ist, niemals ungetrübt bleiben darf. Damals schon flößte ihr kaum erst beginnendes Kränkeln mir große Sorge ein; wenig ahnte mir jedoch, daß es sich nach einem halben Jahre schon zur entschiedensten Schwindsucht ausbilden würde. Diese liebe Seele theilte Alles mit mir: meine Liebe für die Kinder, mein Interesse an ihren Fortschritten, auch meine gesellschaftlichen Plagen und Erheiterungen.

Die Feier meines Geburtstages, welche mir meine Kinder am Vormittage des 27. Januar 1815 gar so allerliebft mit allerlei kleinen Ueberraschungen bereiteten, machte mir sehr viel Freude. Ich war glücklich in dem Kreise, der mich mit Liebe umringte, und feierte den Tag fern von allem Weltgewirr und von allen häuslichen Mühen. Diese

nahmen mich oft recht sehr, ja so sehr in Anspruch, daß mir keine Zeit zu der allernöthigsten Bewegung und Lustgenuß blieb. Meine des Schreibens unfundige Köchin, der dänische Kammerdiener, der die Rolle eines Haushofmeisters spielen wollte und nicht konnte, alle Anordnungen für die Kinder nahmen meine Vormittage, die durch die nothwendig verlängerte Nachtruhe sehr verkürzt wurden, völlig in Anspruch. Genug, ich glaubte es mir als Pflichterfüllung auferlegen zu müssen, daß ich daheim blieb, wenn meine fröhliche Kinderschaar unter Seraphinens Aufsicht und gar oft in Begleitung meines Mannes hinauswanderte. Von Mitte Februar an indeß widerstand ich nicht mehr dem überaus verlockenden Frühlingswetter, und so geschah es mir denn auch einmal, was Seraphinen schon so oft ergötzt hatte, daß wir dem Kaiser Alexander begegneten und von ihm angeredet wurden. Meinen Kindern hatten sich diesmal die kleinen Nechbergs und die kleinen Wächters angeschlossen, so daß sie eine zahlreiche kleine Schaar bildeten. Dieses gab dem Kaiser die natürliche Veranlassung, zu fragen: „Combien d'enfants avez-vous parmi cette troupe?“ — „Cinq d'entre eux sont à moi, Sire.“ Diese mir in der Gewohnheit, die zwei Nichten wie meine Kinder anzusehen, entschlüpfte Prahlerei belustigte den uns begleitenden Schwager Joachim ausnehmend, und ich durfte die Neckerei nicht rügen, als er halbblaut sagte, er hätte gern dazu bemerkt, daß zwei davon ihm gehörten.

Unseres Königs Geburtstag, den 28. Januar, feierte der Hof mit einem großen Ball in den Redouten-Sälen. Ich hatte dem König vormittags meine Glückwünsche dargebracht und eine Audienz bei ihm allein gehabt, die mich doch etwas verlegen machte. Abends hatte ich mich, dem Tage zu Ehren, gepuht und das Anerbieten der Gräfin Apponyi angenommen, die mir eins der bescheidensten ihrer Juwelendiademe aufdrang. Dem König, der es bewunderte, gestand ich ganz offenherzig, daß es nur geliehenes Gut sei, und das amüsirte ihn ausnehmend. Wenn er sich übrigens in meine Armuth an Juwelen nicht finden konnte, so konnte ich ihm sagen, daß seine oder seines Vorgängers Verordnung daran schuld sei, welche den Frauen allen Schmuck, ja sogar Sammet und Spitzen zu tragen verboten hatte. Daher vererbte sich denn auch in keiner dänischen Familie ein Schmuck. Der Ball übrigens langweilte mich mit seinen steifen Polonaisen und wenigen kurzen Tänzen. Der schöne Anblick blendete mich nicht mehr, weil ich gar so viel Prächtiges schon

gesehen hatte. So beachtete ich nur wenig den weißen, mit Skulpturen reich gezierten Saal, die langen Spiegelreihen, welche die Stelle der Fenster einnahmen, die schönen Reihen von Marmorsäulen und vollends nicht die Pracht der Damentoiletten und der buntesten und reichsten Uniformen, die da wieder zusammengekommen waren. Was ich dagegen von der herzlichen Freundlichkeit der übrigen Herrscher für den meinigen wahrnahm, erfreute mich. Sie hatten ihn alle sehr lieb gewonnen. Mein jetziger König ist ihm so treu geblieben, daß ihn der Gedanke an seinen wahrscheinlichen Tod im Jahre 1836 sehr betrübte und er sich in unendlicher Freundschaft bei jeder Gelegenheit über ihn äußerte. Kaiser Alexander hatte ihm damals das wohlgemeinte, wenn auch etwas trockene Lob gegeben: „Il est un excellent homme et gagne beaucoup à être vu et connu de près.“

So einmüthig und einträchtig die Fürsten und ihre Minister zu verkehren schienen, so war dennoch im Allgemeinen der Anschein trügerisch; denn gerade in diesem Monat wäre der Kongreß durch die unter ihnen immer zunehmenden Zwistigkeiten beinahe gesprengt worden.

Am 16. Januar noch hatte mir König Frederik erzählt, Kaiser Alexander habe Metternichs Einladung zum Ball mit einem Nein beantwortet und hinzufügen lassen, daß er sich lieber mit ihm auf Pistolen schlagen würde. Andere behaupteten, der Zar habe dem Kaiser Franz gesagt, solange Metternich bleibe, sei nichts auszurichten; der verderbe Alles.

Was man von all dem Unfrieden verlauten hörte, betrübte unsere Herzen, die so schöne Hoffnungen gehegt hatten, unbeschreiblich. In einem Briefe an meine Mutter finde ich die wehmüthigsten Klagen über die traurigen Verfahrtheiten jener Zeit, über den nicht nur einzig lächerlichen, sondern auch einzig traurigen, wahrhaft skandalösen Kongreß. So schnell hatte er jede Illusion der letzten Jahre zerstört. Die Exaltation, mit der man noch vor sechs Monaten gewiß hoffte, die Welt sei besser geworden, sie werde besser bleiben, war einem trüben Unmuth gewichen, in dessen Licht die Helden jener Zeit uns erbärmlich klein erschienen. Wir gaben es auf, noch die Saat aufkeimen und Früchte tragen zu sehen, die Saat des Heldenmuthes, mit dem so viele theure Opfer gefallen waren. Doch etwas zu schwarz hatten wir, Gott sei's gedankt, gesehen, und eben der preußische König war es, der durch

sein edles Betragen, durch seine Uneigennützigkeit wieder Eintracht stiftete. König Friedrich Wilhelm gab nämlich den Ausschlag für den Frieden, indem er sich mit einem Theil Sachsens mit Merseburg, Naumburg, Zeitz und mit der kleineren Hälfte der Lausitz begnügte. Rußland brachte dagegen nur ein geringes Opfer, indem es Thorn und dessen Umgegend an Preußen überließ.

Noch vor diesem glücklichen Resultat, noch bevor Eintracht hergestellt war, zeigten sich die Souveräne alle dem größeren Publikum einmal wieder vereint, um in gleichen Gefühlen der schmerzlichsten Erinnerung das Requiem für Ludwig XVI. am 21. Januar zu feiern.

Die Ceremonie selbst ist recht feierlich und durch die schöne Musik recht erbaulich gewesen. Von der Predigt aber, die Fürst Talleyrand selber geschrieben hatte, war nicht viel zu hören, und die Kälte griff mehr als Alles an. Mein lieber Mann kam erstarrt zurück. Ich aber hatte mich darauf beschränkt, die schöne Stephanskirche erst nach der Feier in ihrem Trauerschmuck, der sie gar nicht gut kleidete, zu besuchen. Gräfin Karoline zur Lippe-Bückeburg und ich hatten uns dazu verabredet. Wenn ich bekennen wollte, weshalb ich der großen Feier nicht beiwohnte, so würde ich gestehen müssen, daß mir die zeitgemäße reiche Wintertoilette dazu fehlte. Dieser Umstand hatte mir die Glacispromenaden schon etwas verleidet, und doch dachte ich gar nicht daran, mir etwa einen zweiten Winterhut anzuschaffen, solange der alte noch gut erhalten und für andere Zeiten elegant genug war.

Wenn der Luxus in demselben Maße zunimmt wie in diesen letzten dreiundzwanzig Jahren, so werden meine Kinder und Enkel, die dies einst lesen, sich höchlich über diese Einfachheit verwundern. Sie würden sich auch sehr irren, wenn sie glaubten, daß ich mir viele neue Anzüge zu den nie endenden Kongreßfesten zugelegt habe. Nein, außer den unvermeidlichen Kosten für weiße Handschuhe und weiße Schuhe, den Kosten für den Friseur, der täglich kommen mußte, und für die beiden Kostüme, für das Caroussel und den Maskenball, und außer dem kleinen, aus einigen reichen und ein oder zwei Ballanzügen bestehenden Trouffseau, den mir mein Mann aus Paris mitgebracht, entfinne ich mich eigentlich nicht, größere Ausgaben gemacht zu haben. Um einen Beleg zu der Einfachheit der damaligen Moden zu geben, bemerke ich noch hier, daß eine kleine Tüll-

haube mit rosa Verzierung mich manchmal selbst auf den größten Soireen, auf denen getanzet wurde, schmücken mußte. Bis dahin waren Hauben für junge Frauen etwas Unerhörtes gewesen, und jetzt erst kam die Mode auf. Die reichsten Wiener Damen zeichneten sich durch große Einfachheit aus und erschienen nur bei großen Festen mit ihren Juwelen bedeckt; auch sahen sie vollends nie Schnöde auf diejenigen herab, deren Einfachheit die ihrige noch übertraf.

Am 1. Februar war noch ein Ball, und dann kam für mich eine längere, durch meines lieben Mannes Unwohlsein veranlaßte Ruhezeit. Die Einladung zu diesem Ball kam mir höchst unerwartet; denn er ward in den Kammern der Kaiserin, von denen die Etiquette das corps diplomatique ausschloß, gegeben. Man hatte meinen Mann, als er vormittags wie gewöhnlich beim König war, gebeten, es mir vorzuschlagen, ob ich kommen wolle, aber ohne ihn. Vorher war noch ein Diner bei Geng mit Gräfin Fuchs, Dalberg, Nesselrode, Fürst Wrede, Prinz Philipp von Hessen-Homburg und Graf Palffy, welches ich ungern ganz früh verließ, um zu Hause eine schnelle Toilette zu machen; denn während ich mich noch nach Hause begab, begegneten mir schon viele zu dem Feste auf die Burg fahrende Equipagen. Dennoch langte auch ich noch zur rechten Zeit an, einen Augenblick ehe die Flügelthüren, durch die der Hof eintrat, sich öffneten. Zu Ehren derer, die keine Walzer oder überhaupt nicht tanzten, wurden achtundvierzig Polonaisen gegangen. Gegen das Ende des Balles näherte sich mir wieder Kaiser Alexander, neigte sich zu meinem Ohr und bat mich flüsternd, ihn meiner Nachbarin, Gräfin Charlotte Waldbott-Bassenheim, vorzustellen.*)

Ihr, die dies nicht gehört hatte, kam es sehr überraschend, als ich sie bei der Hand nahm, mit ihr aufstand und sagte: „S. M. l'empereur désire faire votre connaissance.“ Ihr Taschentuch entfiel ihr; ritterlich hob der kaiserliche Herr es auf und reichte es ihr dar.

Mein Mann erholte sich diesmal bald wieder von einer Erkältung, aus der kein Podagra ward. Des Königs Gesundheit, die uns einige Tage wahre Sorge verursacht hatte, war ebenfalls bald wieder hergestellt. Am 18. Februar begegneten wir uns schon wieder auf einem Theaterabend bei der Fürstin Bagration, wo mich zwei kleine französische

*) Gräfin Charlotte Waldbott-Bassenheim, geborene Freiin v. Wambold, Gemahlin Friedrich Karls Grafen v. Waldbott-Bassenheim, bayerischen Staatsraths.

Stücke sehr unterhielten. Die Hausfrau hatte den Muth, in der Rolle eines sechzehnjährigen Mädchens aufzutreten. Die Prinzessin Dorothea Talleyrand-Perigord sang und spielte gut, auch die Polen Osokoffski, Potocki und mein lieber Prinz Anton Radziwill. Während des Soupers amüsirte es mich, der Wette zu horchen, die Kaiser Alexander mit Gräfin Flora Urbna (geborene Gräfin Kagenetz, Gemahlin des Grafen Eugen Urbna) einging, wer von Beiden schneller würde Toilette machen können. Bei der Ausführung der Wette, welche einige Tage später stattfand, war ich zwar nicht zugegen; ich hörte aber viel davon. Der Kaiser und Flora hatten sich mit dem Schläge neun Uhr bei Richys eingefunden, sich da der Gesellschaft im gewöhnlichen Anzuge, aber weder im Ueberrock noch in irgend einer versteckenden Umhüllung präsentirt. Dann wurden Beide von feierlich dazu ernannten Zeugen rechts und links abgeführt. Er zeigte sich nach fünf Minuten in voller Uniform, mit seidenen Strümpfen u., fand aber Flora nichtsdestoweniger schon da, die im vollständigen altfranzösischen Hofanzuge sehr komisch aussah und Zeit gefunden hatte, sich Roth- und Schönplästerchen aufzulegen und ihre Haare zu pudern; weder die Schuhe mit Absätzen noch das Bouquet waren vergessen; sie hatte kleine Stulpenhandschuhe angezogen, genug, es fehlte nichts. Als Preis der Wette hat sie ein artiges Schreiben vom Zaren aller Reußen und eine halbe Bibliothek bekommen.

Während der Winterfreuden war allmählich der Vorfrühling eingetreten, milde Lüfte wehten und schienen nächstens die Knospen aufhauchen zu wollen. Es ward eine Luftfahrt unternommen, die man im Gegensatz zur Schlittage eine Pirutschade nannte. Da dieselben Paare, die an jener theilgenommen hatten, sich ungetrennt zu dieser zusammenfanden, so glaubte ich wieder frei zu bleiben. Doch zwei Tage vorher ließ sich ein Beamter von dem Hofe des Erzherzogs Johann bei mir melden; ich verleugnete mich, weil ich den Zweck seiner Sendung ahnte und mich nicht ohne meines Mannes Zustimmung versagen wollte, und dieser war wirklich auf der Promenade. Die mündliche Einladung ward zurückgelassen und von dem Heimgekehrten für mich angenommen. Die unvermeidliche Folge davon war nun die Nothwendigkeit, mich eiligst auszustaffiren. Aus dem hellblau-sammetnen Ritterkleide ward beim Schneider ein mit Zobel garnirter Oberrock bestellt, und darunter wurde ein anschniegendes weißes Wollenkleid gezogen. Dieses brauchte nicht erst

angefertigt zu werden; es ward mit mattgoldenen Börtchen besetzt und hatte lange Ärmel. Einen neuen Hut erinnere ich mich zwar nicht mir angeschafft zu haben; allein es wird doch wohl geschehen sein. Es traf sich sehr hübsch, daß ich gerade am Abend vor diesem Tage, als ich einen Besuch bei den mir befreundeten Veroldingen machte, dort unseren orientalischen Sängern, den berühmten Hammer, fand, der ein Vertrauter Erzherzog Johannis war. Ich verbarg ihm nicht, daß mir doch ein klein wenig graute vor den langen Stunden, die ich mit einem Herrn in so engem Verein zubringen sollte, von dem ich zwar neben den Originalitäten seines Stammes und seiner Provinz (Steiermark) nur das Allerbeste gehört habe, den ich aber doch gar nicht kenne, kaum gesehen habe. Hammer dagegen belustigte uns durch die Mittheilung, daß des wackeren Herrn Verlegenheit nicht geringer sei als die meinige, und daß er um die Art und Weise besorgt sei, wie er mich zu unterhalten habe. „Sie kennen sie ja“, hatte er zu Hammer gesagt, „nun so geben Sie mir doch an, womit ich sie amüsiren oder wodurch ich ihr Interesse abgewinnen kann; denn daß sie a saubres Weib ist, das woas i, aber was sie sonst ist, das woas i net!“

Und nun hatte der Frager gemeint, ob er mich wohl von Musik unterhalten könne. „O nein, von Allem in der Welt“, hatte unser Freund geantwortet, „nur von Musik nicht.“ Ich versprach dem lachenden Kreise, übermorgen wieder zu erscheinen, um Bericht von der Wendung abzustatten, die diese gefürchtete Unterhaltung nehmen würde, und ich hielt Wort, indem ich triumphirend versicherte, der Erzherzog und ich seien ganz ausnehmend zufrieden miteinander gewesen, uns sei im traulichen Verein die Zeit mit Blitzeschnelle verflogen! So war es auch wirklich gewesen; denn mein Führer hatte zu viel natürlichen Verstand und Takt, zu viel erworbene Kenntnisse, ich zu viel Interesse für Alles, was er mir in sehr reinem Deutsch mittheilte, als daß mir seine Unterhaltung, die so sehr von den gewöhnlich in der großen Welt geführten abtach, nicht hätte großes Gefallen einflößen sollen, so daß ich gern übersah, was ihr an Leichtigkeit und Grazie abging.

Um 2 Uhr hatte ich meine Ausfahrt im Galawagen gehalten; ich fand den größten Theil der Gesellschaft schon in den stark geheizten Sälen der Burg versammelt; dennoch aber mußte man, in Pelze eingehüllt, lange auf einige Nachzügler warten. Endlich setzte sich

der Zug in Bewegung. Durch die Hauptstraßen Wiens, dann durch die Alleen des Praters, auch die fernsten, und so durch alle erdenklichen Umwege bis zu dem Ziel der Fahrt, dem Augarten. War dieses Ziel den meisten Theilnehmern zu nahe gesteckt, so möchte das auch wohl mein Fall gewesen sein, da mein Partner eben jetzt so recht anziehend von den Kriegs- und Bedrückungsjahren erzählte. Vorher hatte er sich mit mir gefreut, daß das versammelte Volk für keinen der vorbeifahrenden großen Herren eine so lebhaftere Theilnahme hegte wie für meinen Dänenkönig. Wir hatten um so mehr Gelegenheit, dies zu beobachten, als er mit der Großfürstin Marie Paulowna von Weimar (der Schwester Kaiser Alexanders) vor uns herfuhr. Nicht nur in einer Straße oder an einer Stelle, nein, überall tönte ihm der nicht verhallende Jubel des Volkes entgegen. Aber auch mein Erzherzog wurde mit der Liebe begrüßt, deren er so ganz vorzugsweise im Volk genießt.

Im Pavillon des Augartens angekommen, entledigte man sich der Umhüllungen, und dann ging es zur Tafel, wo der alte Prinz Albert von Sachsen-Teschen, ein Schwiegersohn Maria Theresias, auf meiner anderen Seite und ich den Kaiserinnen gegenüber saß. Auf einem zu dieser Gelegenheit eingerichteten Theater sahen wir Karoline Seidler in der Rolle der Agnes Sorel zuerst auftreten. Im Sommer 1812 hatte ich sie gesehen, wie sie, damals noch ein halbes Kind, die Rolle der Susanna in Figaros Hochzeit zur Geburtstagsfeier des alten Fürsten von Lobkowitz spielte. Jetzt war sie lange abwesend gewesen und hatte ihre Stimme unterdeß zu größter Vollkommenheit ausgebildet. Nach dem Theater ward bei Fackelschein die Rückfahrt unternommen, und als ich spät, ermüdet zwar, aber recht vergnügt, heimkam, fand ich die Meinigen mich erwartend noch um den Theetisch versammelt.

Dies war das letzte, in sorgenloser Heiterkeit begangene Fest der endlos scheinenden Reihe von Kongreßbelustigungen. Nur wenige Tage noch, und das Gerücht, der Gefangene von Elba sei entflohen, durchlief die Versammlung der sorglos Vergnügten und erfüllte die Gemüther mit banger Furcht. Dennoch stand das tägliche Getreibe der Zerstreuung Suchenden nicht still; man wollte auch nicht eingestehen, wie sehr man zagte.

Unvergeßlich bleibt der Tag, an dem die erste Nachricht von Napoleons Landung im Golf Juan (zwischen Cannes und Antibes) in Wien eintraf. Es war an einem Sonnabend, ich glaube am 5. oder 6. März, gegen Abend, so daß mein Mann erst oben auf der Burg, wo sich die Gesellschaft zu einer theatralischen Vorstellung versammelte, diese Nachricht erfuhr und mir zuflüsterte; denn laut durfte der Name des besiegten Feindes noch nicht wieder genannt werden, wenn man auch bis zu diesem Tage gehofft hatte, daß er für immer verbannt sei.

Ungeachtet die Politiker gewöhnt waren, sich zu beherrschen, so blieb diese Schreckenskunde in ihren Mienen doch deutlich zu lesen. Am tiefsten war sie Talleyrands Zügen eingegraben; am lautesten äußerte sie sich bei Steward, und Alexanders Blässe, seine gedrückte Physiognomie sprachen deutlich aus, was sein Mund für keinen Preis gestanden hätte. Jetzt schon war seine sonst immer so triumphirende Miene gewichen. Dennoch hoffte man, den europäischen Gefangenen, den man so unbegreiflich schlecht bewacht hatte, wieder einzufangen, ehe er von Neuem die Welt in Brand steckte. Und in dieser Hoffnung suchte man *bonne mine à mauvais jeu* zu machen und erließ am 13. März die Achteklärung gegen Napoleon, die so oft getadelt worden ist.

Acht Tage nach jenem ominösen Abend war man wieder auf die Burg eingeladen; man suchte sich in der bangen Erwartung fernerer Nachrichten zu zerstreuen; Komödien und Tableaux sollten das Interesse der Gesellschaft noch einmal in Anspruch nehmen. Doch vergebens. Alle waren mehr oder weniger bestürzt; denn eben hatte wieder die Post Nachrichten der bösesten Art gebracht. Napoleon war unter dem Jubel der Menge in Lyon eingezogen; die ihm entgegengesandten Truppen waren größtentheils zu ihm übergegangen. Jetzt fühlte man, daß die Achteklärung nicht hinreichen, daß ein Krieg unvermeidlich sein würde; hatte doch Talleyrand gleich gesagt: „Il faut courir sus (nämlich auf Napoleon) comme sur un chien enragé.“

Der Kongreß glich einem Schauspiele bei brennendem Hause. Der letzte Akt wurde den Künstlern erlassen. Man dachte allein an Rettung für den Augenblick. Auch ich persönlich war tief bewegt; meine Gesundheit litt, und ich glaubte einen Augenblick, die Gelbsucht zu bekommen, deren Ahabarberfarbe ich täglich bei Roß sah, an der auch Minister Rosenkranz recht schwer daniederlag; aber zum Glück kam dieses fatale Uebel

bei mir nicht zum Ausbruch. Nach all den Opfern der vorigen Kampagnen sah man nun einem neuen Kriege entgegen, der schon in seinen Wirkungen und Folgen zerstörend genug sein mußte, wenn auch der Ausgang, wie man es gar nicht bezweifeln wollte, glücklich wäre. Und würden sich die guten Allirten nicht endlich wieder bethören und Napoleon abermals einem unsicheren Gewahrjam überlassen? Würden sie sich nicht abermals die Früchte ihrer Siege verkümmern lassen?

Das arme Frankreich nun wieder vom Bürgerkrieg zerrissen zu wissen, that mir in der Seele weh; ich konnte nicht die ganze Nation hassen, da ich so viele vortreffliche Franzosen kannte. Der alte Graf St. Priest war nach Paris zurückgekehrt und dort mit seiner ganzen Familie vereinigt. Roger Damas kommandirte in Lyon; den Marquis v. Bonnay dachte ich mir in Verzweiflung. Alle diese Freunde und noch manche ihrer Landsleute interessirten mich zu lebhaft, als daß ich Konstantin Stolberg hätte ruhig anhören können, als er wünschte, sein Säbel sei scharf genug, um der ganzen französischen Nation auf einmal den Kopf abzuhauen. „Ich hoffe“, sagte ich, „um bei jedem Einzelnen wieder Heilverjuche zu machen“, und nun erzählte ich ihm, mein Oheim Christian Stolberg habe auch einmal in seinem Franzosenhaß ausgerufen: „Ach könnte ich die ganze Nation auf einmal ertränken!“, worauf seine Frau mit der größten Ruhe antwortete: „Um alsdann jeden Einzelnen wieder mit Gefahr Deines Lebens aus dem Wasser herauszuziehen!“

Ich kann nicht umhin, hier einen Zug einzuschalten, der freilich nicht nur der ernstern Zeit, sondern auch des Staatsmannes ziemlich unwürdig ist, von dem er ausging. So wichtig der Augenblick also dem Fürsten Metternich auch erschien, so verdrießlich und betrübend ihm die Ereignisse sein mußten, so siegte dennoch seine spaßhafte Laune über den Ernst der Lage so sehr, daß er es nicht verschmähte, seinem Sekretär, dem Protokollführer des Kongresses, Herrn v. Genz, durch eine Mystifikation einen beinahe tödlichen Schreck einzujagen. Er setzte nämlich ein Manifest auf, worin Napoleon eine Belohnung von vielen Tausenden (Dufaten) dem verhiess, der ihm Genz todt oder lebendig ausliefere, oder nur Beweise seiner Ermordung heibringen werde. Dieses Manifest wurde in ein eigens für Genz gedrucktes Zeitungsexemplar aufgenommen und dem feigen Mann wie gewöhnlich mit dem Morgen-

kaffee vor sein Bett gebracht. Es wirkte zum größten Gaudium seines Vorgesetzten beinahe lähmend auf den Unglücklichen.

Alles sprach vom Abreisen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, geborene Prinzess von Baden, gab das Signal dazu. Wir hatten vorher eine Abschiedsaudienz mit vielen Anderen zugleich bei ihr; es war ein großer imposanter Zirkel. Die Kaiserin ließ meinen Mann herbeirufen und sagte ihm sehr viel Schmeichelhaftes auf eine ebenso anmuthige als wirklich herzliche Weise. Es hat sich diese Scene mir besonders lebhaft eingeprägt, so lebendig, daß ich sie malen könnte. Die sanfte Würde dieser edlen, unglücklichen Fürstin kann man nicht genug rühmen. Eines unbedeutenden Begebnisses will ich hier noch erwähnen, bloß um länger bei ihr verweilen zu dürfen. Ihr Anzug war stets einfach und nur gehoben durch die Pracht ihrer Edelsteine oder Perlen. Eine der Theatervorstellungen bei Hof sollte stattfinden; man placirte sich eben noch vor dem gesenkten Vorhang, da löste sich die Schnur ihres köstlichen Perlenkolliers, und diese Prachtperlen entrollten ihr, sich alle bis unter die Fauteuils und Bänke verlierend! Man will auffammeln, doch sie hemmt die unruhigen Bewegungen durch ihre freundlich befehlende Bitte, sich nicht zu bemühen, es lohne sich der Mühe nicht!!

Von jetzt an unterbrochen nur Abschiedsdiners und =soupers das tägliche häusliche Leben; denn zu den Vorbereitungen zum Krieg kamen auch die Vorbereitungen zu der Andacht, die Jeder mehr oder weniger zu Ostern halten wollte, hinzu.

Lange schon hatte ich gewünscht, den berühmten Zacharias Werner, den bekannten Dichter und Konvertiten, der noch als Protestant das Stück „Die Weihe der Kraft“, in dem er Luther verherrlichte, geschrieben hatte, predigen zu hören, hatte aber in der Adventszeit nicht nur die Kälte, sondern noch mehr das furchtbare Gedränge in den verschiedenen kleinen Kirchen gefürchtet, in denen er abwechselnd auftrat und von deren Kanzeln herab er ganz besonders gegen die Frivolität des Wiener Kongresses donnerte. Auch den Leichtfinn der Wiener Damen hatte er sehr ins Auge gefaßt und ihnen versichert, er achte ihre Köchinnen mehr als sie; sie dabei aber zugleich angeredet: „Meine gnädigen, doch nun vielleicht ungnädigen Damen.“ Ein anderes Mal hatte er eine ebenso unpassende als skandalöse Beichte seiner eigenen Sünden abgelegt; dann hatte er wieder von Pferden und Pferdeliebhaberei geredet. Noch ein anderes

Mal war er mit den Worten von der Kanzel gestiegen: „Ihr glaubt wohl, daß die Könige und Herren den Frieden geschlossen haben? Dummheiten! Amen.“

Jetzt in der Charwoche fand ich zweimal Gelegenheit, ihn zu hören. Joachim begleitete mich in die Kirche, wo ich jedoch beide Male alle Plätze besetzt fand und mich damit begnügen mußte, der Kanzel gerade gegenüber auf einer Balustrade Platz zu nehmen. Ich fand in Werner einen Zeloten, der mit sehr gemeinen und übertriebenen Gestikulationen oft ganz triviale, oft aber auch sehr erhabene Dinge sagte, so daß ich ihn den Jean Paul der Kanzel nennen möchte. Bald saß, bald stand, bald kniete er, und häufig hemmten Thränen seinen Vortrag.

Am Gründonnerstag, dem 23. März, gingen wir bei unserem Oberkonsistorialrath Wächter zum heiligen Abendmahl. Sonntag, den 26., fand ich unseren König mit seiner ganzen Suite in der dänischen Kapelle. Bis dahin hatte ich solch eine Begegnung immer vermieden. Nun saß ich da neben dem König, Henriette an meiner Seite, still und andächtig; doch, o weh! während der Predigt entfällt ihr ein kleiner für sich und mich mitgenommener Schatz von Kreuzern; sie rollten mit großem Lärm auf dem Fußboden umher, und Se. Majestät selbst sammelte den größten Theil davon auf.

Den 29. gab Fürst Palffy ein Abschiedsdiner für den König. Das Merkwürdigste dabei war mir die ausgelassene Munterkeit der Prinzessin Theresie Esterhazy, geb. Prinzess Thurn und Taxis, gerade in diesem Zeitpunkt, wo die ganze Stadt nicht nur von ihrer Leidenschaft für einen jungen Viechtenstein, sondern sogar davon sprach, daß sie bei ihrer letzten Beichte ohnmächtig hingefunken sei, daß ihr Beichtvater in seiner großen Noth andere Priester zu Hülfe gerufen habe und die junge Frau erst nach und nach unter den Händen der Geistlichkeit zum Leben zurückgeführt sei. Denselben Abend noch folgte ich einer dringenden Einladung der Gräfin Stachelberg, ihre Loge mit ihnen zu theilen. Der „Rehbock“ von Kozebue ward nur allzu gut aufgeführt; denn ich schämte mich wahrhaft meines Lachens über das dumme, schlechte Stück. Da mich der Lauf meiner Erinnerungen bis in die Theaterloge geführt hat, so will ich noch einmal, ehe ich den Kongreß vollends zu Grabe trage, zurückeilen, um mich auch in einer Loge wieder zu finden. Diesmal vergieße ich aber viele Thränen, und diese Rührung erregt in mir

ein Ballet; die berühmte Pariser Tänzerin Bigottini giebt die Rolle der Nina ou la folle par amour mit einer herzerreißenden Wahrheit! Sie hat, um diese Vollkommenheit zu erreichen, ihre Studien in den Irrenhäusern gemacht und wendet die erworbene Erfahrung auf eine Weise an, die wir kaum zu ertragen vermögen.

Noch ganz erschüttert von dem menschlichen Elend, welches sich hier so treu auf der Bühne dargestellt hat, eile ich zu der letzten Soiree, Mitte Februar, welche das Castlereagh'sche Ehepaar vor seinem Scheiden giebt. Der Abschied war fürs Leben, das sagte man sich wohl, wenn man auch nicht ahnte, welchem trüben Schicksal der Biedermann entgegenging. Wenige Jahre nachher hat er im Wahnsinn durch einen Schnitt in die Gurgel seinem so thätigen und, wie es schien, so heiteren Leben ein Ende gemacht. Seinem Nachfolger, dem Helden Herzog von Wellington, sah besonders die Damenwelt mit Ungeduld entgegen. Endlich erschien der edle, schöne Mann, bedeckt mit Orden, bedeckt mit Ruhm. Galt es diesem allein, wenn die Damen ihn umdrängten, und wenn sie bei ihrer Vorstellung sich einen Kuß von ihm ausbaten? War es norddeutsche Sitte, die mich zurückhielt, oder vielleicht mein seit der näheren Bekanntschaft mit den anderen Helden etwas abgekühlter Enthusiasmus, vielleicht auch noch ein Rest von Blödigkeit, genug, ich drängte mich nicht an ihn heran und mußte nachher noch die Gelegenheit suchen, um ihm vorgestellt zu werden; denn das gehörte zu der Etiquette, die bei einem Botschafter beobachtet wurde. Von der Art seiner Geselligkeit in Wien will ich nur sagen, daß er nicht dem Beispiel seines Vorgängers folgte, alle Abende zu empfangen, sondern ein oder zwei Tage in der Woche festsetzte, an denen dann die Gesellschaft herbeiströmte. Einmal, in den ersten Tagen des März, fand man seine Thür zwar auf, sein Vorzimmer angefüllt mit seinem Gefolge, Lady Madcliffe, um die Honneurs zu machen, in dem Salon bereit, die Gäste zu empfangen; allein er selbst war verreist, hatte eine Exkursion nach Preßburg unternommen. Zu den Dürpirten gehörten nicht nur viele der angesehensten Personen, sondern sogar der König von Preußen; — so etwas gewann nicht für den Botschafter Großbritanniens!

Unterdessen, d. h. noch den halben März, den April und den größten Theil des Mai, spazierte Kaiser Alexander fortwährend mit seinem Herzensfreunde, dem Prinzen Eugène Beauharnais, ehemaligem

Vizekönig von Italien, umher. Die Wiener, die von Anfang an diese Freundschaft mit scheelen Augen angeblickt hatten, waren jetzt wüthend darüber. Man ist allgemein überzeugt, daß dieser Stiefsohn Napoleons Verrath gegen seine neuen Freunde und Schutzherren im Schilde führt, und hält seine demüthige und seit dem Erscheinen Bonapartes sehr verweinte Miene für eine Larve.

Alexander läßt sich nicht warnen, durch Worte wenigstens nicht; da wird die Weisung handgreiflich; denn an einer Straßenecke wirft eine Fruchtverkäuferin den beiden Vertrauten verfaulte Äpfel nach, und sie müssen sich in das erste beste Haus hineinschlüchten.

Man hat endlich, nun da Alles der Auflösung entgegeneilt, an uns, an unsere vaterländischen Angelegenheiten gedacht. Mein Mann ist Ende März sehr in Anspruch genommen. Er sitzt in Komitees, er setzt Promemorias auf, er ist aufs Wichtigste beschäftigt. Da gerade tritt das Podagra, das ihm in den letzten drei Jahren beinahe fremd geworden ist, störend und hemmend in den Weg und fesselt ihn den ganzen April hindurch an sein Bett. Er hat Mühe, diese Prüfung mit der ihm sonst so eigenen Geduld zu ertragen. Der König besucht ihn oft; endlich aber naht dessen langverschobene Abschiedsstunde. Der 13. Mai ist, nachdem jede Hoffnung, ein Mehreres und Besseres für Dänemark zu erhalten, geschwunden war, für die Abreise festgesetzt. Ich muß allein zum Abschied hinauffahren, weil mein Mann an einem Rückfall von Podagra daniederliegt. Der König verspricht, noch zu ihm zu kommen, und hält Wort. Um zwei Uhr ist er bei uns, ist sehr erschüttert und vergießt Thränen der Wehmuth. Um uns noch zu beschenken, um Andenken in unseren Händen zurückzulassen, hat er sich die Taschen vollgesteckt, wie ein guter Papa es für seine Kinder gethan haben würde. Mit nassen Augen fährt er in die Tasche und zieht mit einiger Mühe ein großes Schmuckkästchen heraus, welches er mir in die Hand steckt. „Da, da nehmen Sie ein Andenken von mir.“ Und abermals fährt er in die Tasche, und wieder kommt ein rothes Maroquin-Etui zum Vorschein. Diesmal wird es meinem Gemahl überreicht; es enthält eine Dose mit des Königs Bild. Das meine enthält ein Halsband mit Hyacinthsteinen, Ohrringe und Kamm, recht zierlich gefaßt und freundlich aussehend; es erfreut mich, als von ihm kommend und auf diese Weise dargebracht, sehr; freilich ist es nicht das Viertel von dem werth, was der gute Herr dafür

gegeben hat; denn achthundert Dukaten hat es ihm gekostet, so rühmt seine Umgebung, so steht es auf dem vergessenen Kaufzettel im Stui.

Joachim ist noch später am Tage in des Königs Vorzimmer.

Seine Majestät läßt ihn zu sich rufen und gratulirt ihm zur Excellenz. „Ich ernenne Sie zum Geheimen Konferenzrath“, sagt er ihm. Dann dankt der gute König ihm noch für seine treuen, namentlich im Kongreß geleisteten Dienste, und sein Auge nezt sich wieder mit Thränen.

Wir sind noch zu einer zufällig etwas späten Abendstunde um den häuslichen Theetisch versammelt, als das Gerassel mehrerer Wagen uns auf die Abfahrt des mir persönlich zwar ganz fremd gebliebenen, mich aber durch seine Liebe für die tugendhafteste Frau in Wien (Julie Bichy) interessirenden Königs von Preußen aufmerksam macht. Es geht mir ein Schmerz durch die Seele. Ihm folgen sein Bruder Prinz Wilhelm und sein Onkel Prinz August. Beide fielen mir gleich im Beginn des Kongresses als schöne stattliche Herren bei Gelegenheit eines Feuerwerks im Prater auf, welches in den Tagen der Ankunft vieler der großen Herren gegeben ward. Wir hatten uns mit mehreren unserer Bekannten verabredet, uns im Prater einzufinden, um, anstatt die Sitzplätze auf der Zuschauertribüne einzunehmen, uns mit der schaulustigen Menge unter der Tribüne hinzustellen und zu gaffen. Das Aufsteigen der Raketen verbreitete ein so großes Licht, daß wir die vornehmen Gäste nach Herzenslust beschauen konnten und eben diese beiden preußischen Prinzen vorzugsweise bewunderten. Sie müssen sich während der nachfolgenden langen Zeit wenig bemerkbar gemacht haben, weil ich mich von Prinz Wilhelm gar nichts Anderen erinnere, als daß er mir einige Male still und freundlich die Hand zur Polonaise gereicht hat. Von Prinz August habe ich nur eine unangenehme Erinnerung: Es war auf einem Ball, wo vier Paare, zu deren einem ich gehörte, im Begriff standen, eine Quadrille zu bilden; sie gaben sich die Hände, um auf diese Weise, indem sie sich gemeinschaftlich zurückdrängten, Raum für ihren Tanz zu gewinnen. Da hörte ich dicht hinter meinem Ohre sagen: „Nun, das muß man gestehen, hier wird Preßfreiheit ausgeübt.“ Erschrocken blicke ich mich um, und siehe, der Prinz August ist es, der dies seinem Neffen zuruft.

Nachdem man sich hinreichend lange mit mir auf dem tanzenden Kongreß amüßirt hat, folge man mir nun in meine Häuslichkeit zurück, denke sich meine Pflege am Krankenbett, meine Beschäftigung mit den Kindern und theile meine Freude an den drei Kleinen. Thoras sinniges verständiges Wesen, ihr lebhaftes Interesse für so Vieles, was sonst Kinder ihres Alters nicht anspricht, ergözte uns sehr. Sie erzählte ihrem Papa die Fabeln, Geschichten und Märchen gar so hübsch nach, die er den Kindern mit unermüdlicher Geduld vorzutragen pflegte.

Sie war zwar noch immer nicht viel hübscher geworden, hatte sich aber gar erfreulich entwickelt, und ihr Vater fand, daß diesem seinem Lieblinge von keiner Seite etwas abginge. Mir war es auch sehr lieb, daß er meine Besorgnisse um ihre Gesundheit nicht theilte und es nicht bemerkte, wie ihre körperliche Entwicklung so zurückgeblieben war, ja ganz stehen blieb.

Mara, ein schönes und ganz eigenthümlich anziehendes Kind, war schon damals voll Leben und Witz und dabei ungewöhnlich sanft und nachgiebig. Man vermifste aber schon jetzt die frischen Farben an ihr, welche Kinder vor Allem schmücken, und die in Zöpfe geflochtenen Haare, die damals noch keine Scheere berührt hatte, kleideten sie lange nicht so gut wie der Lockenschmuck, der uns überraschte, als ihr Vater ihr, eigentlich gegen meinen Wunsch, im Sommer 1817 die langen Haare abschnitt.

Alfred war auch ein schönes Kind geworden, dessen ausdrucksvolle Augen aber mehr Entwicklung versprachen, als eigentlich an ihm wahrzunehmen war; schon ein Jahr alt, schien er kaum irgend Jemand von uns einen entschiedenen Vorzug vor den Anderen zu geben, selbst der ihn sehr verziehenden Wärterin nicht. Wie ruhig er war, mag dadurch bewiesen sein, daß ich ihn gewöhnlich auf dem Schoß hielt, während ich Briefe schrieb.

Es war längst ausgemacht, daß wir den Sommer um der Kinder willen irgend eine ländliche Wohnung miethen wollten. Unser städtischer Miethskontrakt war überdies am 1. Juni abgelaufen.

Als sich nun Aussicht zu einem neuen Krieg eröffnete und es wahrscheinlich wurde, daß mein Mann wieder dem kaiserlich österreichischen Hauptquartier folgen müsse, da war mir dieser Land-

aufenthalt schon im Geiste recht verleidet. Doch hier spreche meine Feder selbst:

„Was ich Dir heute mitzutheilen habe, geliebte Mutter, wird Deine lieben Augen mit Freudenthränen füllen, die ich bald, ja recht bald selbst abküssen zu dürfen hoffe. Der Entschluß ist denn wirklich gefaßt, der Dich und mich recht glücklich machen wird! Wenn Gott es nicht anders lenkt, reisen wir in ein bis zwei Monaten der lieben Heimath zu. Am lieben dritten (April) ward dieser Entschluß gefaßt. Ich hatte wohl schon vor einigen Wochen einen ähnlichen Plan in Anregung bringen wollen; allein da mein Mann damals solch einen Gedanken ganz zu verwerfen schien, zog ich mich zurück und opferte jeden Wunsch der Nothwendigkeit oder dem Willen des Gemahls auf; Beides ist für mich ganz gleich, ich gebe mich nie damit ab, etwas zu fordern. Jetzt aber ward definitiv beschlossen, daß ich mit meiner kleinen Familie ein Jahr abwesend von hier bleiben sollte.

Wenn man sich hier allgemein über meine Reise wundert, so kann man es besonders nicht begreifen, wie man den Plan machen könne, den Winter sogar auf dem Lande zuzubringen. Der Schwarzenbergische Garten wird mir ewig lieb und theuer bleiben, weil ich dort Seraphinen unsere Reisepläne mittheilte und wir da umherliefen und hüpfen wie die Kinder und jubelten mit den Lerchen um die Wette.“

Und nun fügte ich hinzu, daß Herr v. Kengger, der aargauische Gesandte und Arzt zugleich, mich im Namen von Seraphinens Mutter und Verwandten über ihren Gesundheitszustand ausgeforscht habe. Nach Allem, was ich ihm sagte, und was auch früher Seraphine ihm gebeichtet, entschied er in menschlicher Kurzsichtigkeit, daß das liebe Mädchen nicht brustleidend sei, sondern nur an angegriffenen Nerven leide und daß ihr die Reise heilsam sein werde.

Mein Plan war damals, fürs Erste nicht nach Holstein zu gehen. Ich wollte meine Mutter nach Dreylütow einladen und hoffte da auf einen recht ruhigen und im Umgang mit Fritz und Randine recht angenehmen Sommer. Statt dessen fand es sich, daß noch allerlei Einrichtungen in Dreylütow getroffen werden mußten, die eine spätere Ankunft dort wünschenswerth machten. Die lieben Geschwister waren auch auf dem Sprunge, abzureisen, um Verwandte und dann noch ein Bad zu besuchen, und da ich eine Einladung erhielt, so ward beschlossen,

daß ich vorerst nach Emkendorf zöge. Ich folgte diesem Ruf gern, da ich dennoch Ruhe für den Winter voraussah.

Auch in Wien wäre ich wieder mehr zur Ruhe gekommen, hätte auch dort wieder eine stille Häuslichkeit führen und mit wenig Unterbrechungen meinem Mann und den Kindern leben können. Allein das sagte ich mir damals nicht; der lange Kongresswinter mit seinen zerstreuten Freuden und seinen Mühseligkeiten hatte auf mich zu tiefen Eindruck gemacht. Jetzt war freilich die größte Stille eingetreten; denn außer den Fremden waren nach und nach auch viele Wiener meiner Bekanntschaft abgereist. Die Bassenheims waren in ihre Heimath am Rhein, Apponyis nach Italien, Veroldingens aufs Land gezogen. Nur die Fürstin Solms (geborene Prinzess von Mecklenburg-Strelitz) weilte noch in Wien; ich war gern in ihren Kreisen und ergözte mich an den Nachtigallstimmen der Gräfinnen Bentheim. Mit der Gräfin Karoline und ihrem Bruder, dem Fürsten von Lippe-Bückeburg, zusammen besah ich noch manche von den Merkwürdigkeiten Wiens. Mit ihnen und der schönen Landgräfin von Hessen-Philippsthal, geborenen Prinzess desselben Namens, hatte ich am 25. Mai die freundliche Einladung des Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal angenommen und befand mich mit noch mehreren der Mediatistinten in den kleinen, engen, phantastisch eingerichteten Zimmern dieses Junggesellen, um den Zug des Frohnleichnamsfestes von dort aus anzusehen. Der stets fröhliche und doch vom Schicksal so hart geschlagene junge Fürst (er hatte das rechte Bein durch eine Verwundung verloren) unterhielt uns mit Wit und Laune, und wo er verstummte, sprachen die leblosen Zeugen dieser Laune, unter Anderem ein großer eichener Tisch, den er gänzlich bemalt hatte, zum Theil mit den fragenhaftesten, zum Theil mit den lieblichsten Bildern seiner Phantasie. Endlich kam die Prozession heran; wir sahen den Kaiser, die Kaiserin, alle Erzherzoge, den ganzen Hofstaat, alle Civil- und Militärbehörden in voller Gala auf dem Plage niederknien und eine Messe anhören. Diese Prozession durchwanderte auf solche Weise die ganze Stadt, an allen Ecken der Straßen, auf allen Plätzen wurde dieselbe Ceremonie des Niederknieens wiederholt. Das geschah alle Jahre; weder Regen noch Unwetter durften daran hindern, so daß diese religiöse Feier oft mehr als ein Opfer, mehr als ein Leben forderte. Mir flößte der Kultus Achtung ein, dem freudig solche Opfer gebracht

werden, der Alt und Jung, Vornehm und Gering zu vereinigen vermag, um ein allgemeines Zeugniß für ihren Glauben, auch auf Kosten ihrer Bequemlichkeit, ja selbst ihrer Gesundheit abzulegen! Wie dürftig und kahl waren besonders damals unsere religiösen Feiern; wie kalt pfl egten sie die Herzen zu lassen. Kostete mir doch der Gedanke, die dortige Kirche zu verlassen, kein Bedauern. Der Oberkonsistorialrath Wächter, den ich schon früher genannt habe, war übrigens ein guter Prediger, wenn auch nicht frei von herzerkaltendem Rationalismus. Glag, der zweite Pastor an der Parochie, war ein mäßiger Redner, aber ein sehr guter Familienvater und, wie seine zahlreichen Schriften beweisen, ein Kinderfreund, so daß ich meine Kinder gern in seinem Hause verkehren ließ.

Die lieben Kinder waren glücklich über unsere Reisepläne, und ich freute mich schon auf den Augenblick, wo ich sie meiner Mutter vorstellen würde.

Das jüngste Schäflein aber ward noch vorher hart bedroht. Gerade am 9. Mai, dem Fest seiner Großmutter, erkrankte Alfred auf eine Weise, die mir räthselhaft blieb, bis seine Wärterin mir gestand, er habe am Morgen des Tages, mit den Zweigen einer Thuja (Lebensbaum) spielend, einige Spizen davon verschluckt; und diese böse Fahrlässigkeit hatte die Frau sich zu Schulden kommen lassen, während sie mit Seraphine und den anderen Kindern, die ich alle nach dem Schwarzenbergischen Garten gesandt hatte, auf einer und derselben Bank saß. Als endlich doch das Erbrechen gestillt, war das zarte Knäbchen noch immer leidend, bis nach einigen Tagen der Durchbruch seines ersten Zahnes uns erfreute und beruhigte.

Am 27. Mai feierten wir den Geburtstag unserer Seraphine, um welche sich die Kinder mit zärtlicher Liebe und reger Freude drängten; ach uns ahnte nicht, daß es der letzte sein würde, den sie in unserer Mitte, der letzte, den sie auf Erden feierte.

Unterdeß waren die noch in Wien weilenden Mitglieder des Kongresses sehr thätig gewesen. Die deutsche Reichsverfassung war, wie ich mich brieflich ausdrückte, zusammengelickt worden. Sie beschränkte sich lediglich auf die deutsche Bundesakte, die den 8. Juni unterzeichnet ward. Die Bundesversammlung sollte künftig in Frankfurt a. M. unter österreichischem Vorsitz gehalten werden. Alles dieses war nun insoweit

recht gut; doch eine Klausel in der Bundesakte hat späterhin viel Unzufriedenheit und Unruhe veranlaßt. Es ward darin allen deutschen Ländern eine landständische Verfassung angelobt. Unerhört leichtsinnig war dieses wichtige, unheilsschwere Versprechen gegeben, welches auf der einen Seite, so unbestimmt wie es hingestellt war, die Philanthropen und Freiheitseiferer keineswegs befriedigte und auf der anderen Seite doch für die Landesherren zur wahren Geißel ward.

Mein Mann und sein Bruder sahen dies vollkommen ein und beklagten aus Herzensgrunde den eifertigen Leichtsinn und die schwächliche Nachgiebigkeit der Bevollmächtigten und ihrer hohen Herren. Es bekümmerte meinen Mann über alle Maßen, daß sie sich hatten einschüchtern lassen.

Zunächst beschäftigten uns die dänischen Interessen, und mein Mann unterließ es nicht, an rechter Stelle seine Meinung kräftig auszusprechen. So gab es zuweilen recht lebhaftes Scenen mit verschieden Denkenden! Unter Anderen mit dem holsteinischen Grafen Adam v. Moltke auf Rütchau, der sich Anfang Mai unter dem Vorwande einer Vergnügungsreise in Wien aufhielt. Hätte man es auch nicht gewußt, daß er von der Holsteiner Ritterschaft beauftragt sei, so würde man ihm den Zweck seines dortigen Treibens dennoch sogleich angemerkt haben; denn sein Mund floß über von dem, was seine Seele erfüllte, und sein Auge bligte, wenn die Rede auf Volksfreiheit und Landesverfassung kam. Ich glaube, daß seine persönlichen Wünsche sich keineswegs mit dem Befriedigten, was die Ritterschaft im Allgemeinen zu erhalten begehrte, nämlich die Sicherung ihrer Privilegien. Ich glaube nicht, daß Graf Moltke und seine Genossen nur dieses billige Zugeständniß bezweckten, weil er sich alsdann nicht in ein so geheimnißvolles Dunkel hätte zu hüllen brauchen.

Wenn mich dieser liberale Eifer nicht geängstet hätte, so wäre Moltke mir ein angenehmer Gesellschafter gewesen. Seine ungemeine Lebendigkeit war sehr unterhaltend, und wenn er namentlich Bürgers Lenore vorlas, so erregte mich das so lebhaft, als wenn ich eine Tragödie sähe. Er pflegte zu mir zu kommen und zu klagen, wenn er nach einer lebhaften Diskussion fürchten mußte, meinen Mann erzürnt zu haben. Dann sagte er mir, wie man ihn jetzt einen Phantasten schelte und den Behauptungen nicht glauben wollte, die auf Erfahrung und auf tiefe

Kenntniß der Verhältnisse und der Stimmung begründet seien, wenn er mit der Zukunft drohe und versichere, daß es zwischen dem König und seinem Volk nicht ruhig abgehen könne, es müßte denn diesem bald eine Verfassung, wie er sie wünsche, gegeben werden.

Graf Konrad Ranzau-Breitenburg war auch eine späte, mir ebenfalls recht willkommene Kongreßerscheinung, und er war wenigstens korrekt in seinen Gesinnungen. Den armen Mann hat zehn Jahre später das harte Loos getroffen, der Führer des entarteten Kronprinzen Friedrich von Dänemark (Sohn des Prinzen Christian) auf dessen Reisen sein zu müssen.

Am 27. Mai entwarf ich meiner Mutter ein ziemlich lebendiges Bild von meiner Stimmung und den äußeren Verhältnissen:

„Gesellschaften und Spaziergänge dürfen mir jetzt wenig Zeit nehmen. Den größten Theil des Tages bringe ich an meinem Wirtschaftsbureau zu, oder tummle mich im Hause. Ich denke und empfinde wenig; denn mein ganzer Sinn ist auf die Thätigkeit gerichtet. In solchen Momenten des Lebens mag ich mich wohl so übertäuben lassen; ich fürchte mich oft dafür, zu mir selbst zu kommen, weil ich weiß, wie dann so viele Gefühle verschiedener Art mich bestürmen würden. Jetzt denke ich noch wenig an die bange, bange Trennung von meinem Mann, gar nicht an das Aengstliche der langen Reise mit den kleinen Kindern, sondern betreibe mit Eifer und Lust die Vorbereitungen zu meiner Fahrt nach Holstein. Freilich richte ich mich ganz so ein, als sei es zweifellos, daß wir nicht wieder zurückkommen; gegen Andere aber äußere ich mich ganz entgegengesetzt, spreche so lange von meiner Rückkehr, bis ich mich davon beinahe selbst überrede, und mein Mann scheint ja auch an unser Wiederkehren hierher zu glauben und nichts Anderes im Sinn zu haben. Die Gebrüder sind aber seit acht Tagen so sehr beschäftigt, daß sie weder Aug noch Ohr für andere Dinge haben. Joachim, der Vortreffliche, ist seitdem für mich, als wäre er gar nicht mehr da, so ganz absorbiert erscheinend. Endlich kam denn eben der Courier, der mir Deine Antwort brachte, geliebte Mutter; sie hat mich sehr gestärkt. Mir wird gar, gar so bange, so weh ums Herz, wenn ich der langen Trennung von meinem Mann gedenke!

Gestern Morgen besah ich mit den Lippens die Zimmer der regierenden Kaiserin, die mir aber nicht sonderlich gefielen. Jetzt be-

suchten Seraphine und ich, um unseren Kursus zu vollenden, die Liechtensteinsche Galerie, während die Kinder im Garten spazierten. Ich bedauerte sehr, dieses Vergnügen nicht noch öfter genießen zu können. Die drei Jahre meines hiesigen Aufenthalts benutzte ich recht wenig zum Sehen der interessanten Dinge. So geht es aber fast immer; man versäumt, bis es zu spät ist! Möge ich nur nicht einst beim Sterben dasselbe sagen; das wäre schrecklich und nur zu leicht möglich.“

In früheren Briefen hatte ich von ganzen auf dem Belvedere zugebrachten Vormittagen erzählt, während welcher Zeit die Kinder-schaar sich in den steifen dazu gehörigen Gartenanlagen vergnügten. Das lustige Schloß war vom Prinzen Eugen erbaut und der Garten von ihm im altfranzösischen Stil angelegt worden. Beides gefiel mir ganz besonders; ich glaubte den Geist des Helden darin umherwandeln zu sehen; sein Geschmaç, wenngleich dem des Zeitalters entsprechend, zeigte sich dafelbst als gut, und die Sammlung der Kunstschätze sprach für seinen Kunstfönn und seine Kenntnisse in dem Reich der Künste. Als wir zum letzten Mal noch unsere Lieblingsstücke der Reihe nach wieder durchgingen, um gewissermaßen einen letzten Abschied von ihnen zu nehmen, da hörten wir die Schlüssel in ihren Schließern sich drehen. Der Aufseher, vom Hunger getrieben, verschloß die Thüren mit dem Schläge drei Uhr, vergeßend, daß noch zwei Damen in den Galerien haften. Ein lauter Schreckensruf befreite uns wieder; aber da man zu Hause einen ebenso guten Appetit hatte wie hier, so waren wir dort mit großer Ungeduld erwartet worden, um so mehr, da ein Verstoß gegen die pünktliche Hausordnung etwas Unerhörtes war. Wir kehrten noch einmal zu dem Belvedere zurück, um in den unteren Räumen eine kürzlich aus Ambras bei Innsbruck dahin verpflanzte Sammlung von Rüstungen und Kunstwerken in Augenschein zu nehmen. Sie war im 17. Jahrhundert von einem Erzherzog Ferdinand angelegt worden. Eine Rüstung, die früher ein Rankau getragen, und das berühmte in Gold getriebene Salzfaß des Benvenuto Cellini nahmen meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Die Arbeit des Benvenuto war mir merkwürdig, weil er sie in seiner von Goethe herausgegebenen Lebensgeschichte mit so großer Liebe und Freude beschreibt und selbst ebenso eingenommen davon ist wie sein Zeitalter, das sie bewunderte.

Von der schönen Galerie im Fries'schen Palais erzählte ich gern mehr, wenn mir hier nicht der Platz fehlte. So übergehe ich ungern meinen Abschied von der lieben Freundin Max Veroldingen*) am 6. Juni in Strebersdorf, wohin mich meine treue Henriette begleitete. Unsere Lektüre bildete auf dieser Fahrt der schattenlose Peter Schlemihl von Chamisso, der uns sehr viel Vergnügen bereitete. Ich fand so viel Wit und Laune in der kleinen Erzählung, daß ich sie bald nachher in Holstein oft, ich möchte sagen, unzählige Male mündlich wiederholte.

Am 8. Juni schlug endlich, und doch für mein Herz viel zu früh, die bange Abschiedsstunde. Bei solch einer Losreißung wird immer ein Stück des Herzens mitgenommen. Das Leben verwandelt sich dem Gefühl nach in den Tod, und was ist solche Trennung anders als ein Vorgeschnack des Todes!

Von unserer Wohnung ab, die mitten in der Stadt, auf der sogenannten Hohen Brücke lag, bis an den Tabor hin vergingen mir alle Eindrücke. Ich war dem Schmerz hingegeben; da aber, im Angesichte des Landhauses, in welchem uns zwei freundliche Sommer so heiter und genußreich verfloßen waren, richtete meine theure Seraphine die Frage an mich, ob wir wohl jemals wieder dieses Haus beziehen, ja ob wir es nur wiedersehen würden. „Nein“, sagte ich, „mir ist es so, als kehrt'n wir nimmer hierher zurück, und so weh mir auch diese Vorstellung in diesem Augenblick thut, so muß ich im Ganzen doch wünschen, dem Vaterland näher zu kommen.“

Die Reise bis Prag war durch die Hitze beschwerlich. Bald nach unserer Ausreise hatten wir auch Gelegenheit, eine männliche Begleitung zu vermissen. Die Postillone geriethen in einen Streit mit Frachtfuhrleuten; es kam zum Handgemenge, und unsere munteren Postzüge waren sich selbst überlassen, weil der uns begleitende Diener, der Wasserdäne Johann Hansen, nicht besser als ein furchtames Weib war und sich auch hier als solches betrug. Da sprang meine Seraphine aus dem Wagen und warf sich mitten unter die wüthenden Streiter. Es gelang ihr, ihnen zu imponiren, und wir fuhr'n weiter. Doch noch einmal mußten wir uns klagenden und räsonnirenden Postillonen gegenüber

*) Magimiliane, geb. Frein v. Ritter zu Grünstein, vermählt mit Paul Graf Veroldingen, württembergischem Gesandten in Wien.

sehen. Sie waren unzufrieden mit dem ihnen von Hansen gereichten Trinkgeld, drangen in mein Zimmer ein und bezeigten sich erschreckend ungestüm. Ein anderes Mal benutzte ein Wirth diese aus jungen Frauen und Kindern bestehende Karawane, um eine unverschämte Forderung geltend zu machen. In Prag endlich kam uns Joachim nach und begleitete uns von dort an. Es hätte der eben gemachten Erfahrungen nicht einmal bedurft, um mir ein Gefühl von Sicherheit in seiner Nähe einzulösen, welches auch die muthigste Frau einem rechten Manne immer verdankt. Daß ich damals nicht zu den muthigsten gehörte, will ich wohl glauben; ist mir denn aber der Muth, mit dem ich später viel und recht gern allein gereist bin, nur mit den Jahren und von dem Bewußtsein der Würde, die mir diese Jahre geben, gekommen?

Die Tage im schönen Prag waren sehr bedeutungsvoll für mich; denn ich traf dort meinen lieben Vater, den ich so lange nicht gesehen, für den ich so viel Besorgniß gehegt hatte. Er war nun zwar hergestellt von seinem nervösen Fieber, der ersten Krankheit seines Lebens; aber ich fand ihn doch noch körperlich von der Krankheit, seelisch von der lange getäuschten Hoffnung auf Anstellung sehr abgesspannt. Die natürliche Heiterkeit seines Wesens hatte etwas Weicheres, etwas Gedrücktes bekommen.

Bei meiner ersten Durchreise durch das alterthümliche Prag hatten mich schon die romantisch an ihren Berg gelegene Stadt und die freundliche Moldau, deren Ufer sie einhegte, als großartig überrascht; doch jetzt, als ich in Begleitung meines Vaters durch die Straßen fuhr und von ihm auf Alles aufmerksam gemacht wurde, da erst war der Eindruck vollständig. Die Glocken der vielen Kirchen tönnten uns klangvoll und feierlich entgegen; Mönche in braunen Kutten, junge Seminaristen im langen schwarzen Kleide mit weissenblauen Schärpen versetzten mich in die Promenaden um Wien zurück, wo ich dergleichen so oft lustwandeln sah. Juden mit langen Bärten, Damen in modischem Putz, ungarische Hausirer in roßbrauner, schmutziger Kutte, Elegants in Mänteln nach neuestem Pariser Schnitt, Offiziere in kleinen niedrigen Hütchen wandelten in den ziemlich engen Straßen umher. Dieses rege Leben bildete einen sonderbaren Gegensatz zu den vielen verödeten, halb verfallenen Palästen der Großen, die Prag verlassen und sich in der Residenz Wien

niedergelassen hatten. Soll ich noch den berühmten Grabschmuck erwähnen mit dem Schloßgarten und seiner herrlichen Aussicht über die Stadt hinüber nach dem von einem Kloster gekrönten Berge, dem Strahow? Oder soll ich den Dom nennen, der wegen seines Alters und seiner Pracht einer der vornehmsten ist? Oder soll ich mich in den Wallensteinschen Garten versetzen, dessen dunkle Alleen und hohe Mauern mir einen ebenso trüben Eindruck machten wie das Geschick seines ehemaligen Herrn selbst? Vor Allem aber wandere ich gern im Geiste wieder auf der langen Brücke, von der ich mich schwer losriß. Ist die Aussicht von derselben herab nach beiden Seiten anziehend durch den Kontrast, den die lachenden, in ganz modernem Geschmack verschönerten Moldau-Inseln zu der ernstesten Stadt bilden, welche diesen Fluß umgrenzt, so bietet die Brücke an sich fast kein geringeres Interesse dar. Sie ist ein Meisterstück der früheren Baukunst, und zu ihrem ziemlich schwerfälligen Genre paßt die auch etwas überladene Verzierung mit Heiligenbildern vollkommen.

Wenn ich durch katholische Länder reise, so freue ich mich der ernst und sinnvoll durch die Bäume oder über das Grün der Wiesen hervorragenden Kreuzfige, welche die Gedanken des lebensfrohen Wanderers zu dem hinauf rufen, der die Menschen mit ewigen Gütern segnet. Gern hätte auch ich oft mein Knie in Dank und Andacht davor gebeugt.

Bei der Abreise von Prag gab es wieder eine schwere Trennung von meinem Vater, nach der mir die Tage, die ich um Joachims willen in Dresden zubringen mußte, schwer wurden. Wir sahen da die Gräfin Loß, geborene Gräfin Knuth, aus Dänemark und andere Bekannte mehr. Die Galerie wurde von uns besucht, und auch manche der anderen Sehenswürdigkeiten wurden in Augenschein genommen, unter Anderem das Japanische Palais, dessen Prachtsäle in ihrer geschmackvollen Größe das Auge wohlthuend ansprechen würden, auch wenn sie nicht mit den schönsten Werken altgriechischer Kunst decorirt wären. Von Dresden fuhren wir nach Halle, wo der schöne Abend uns noch ins Freie lockte. Mein Schwager führte mich dem schönen Freimaurergarten zu. Er machte mich auch auf Siebichenstein aufmerksam, wo er früher den berühmten Komponisten Reichard besucht hatte, mit dessen Familie die unsere in so vielfältige Beziehung gekommen ist. (Jetzt, seit 1836, ist Freund v. Toppelstirch dort als Prediger angestellt.) Auch die Stelle an der

Saale zeigte mir Schwager Joachim, wo eine Unvorsichtigkeit beim Baden oder Schwimmen dem jungen Grafen Traugott Schimmelmann, dem jüngsten Bruder des Ministers, das Leben gekostet hatte. Mehr noch wie alles dieses interessirte uns ein frisch geschriebenes Blatt, welches wir auf einem Steintisch dieses Gartens befestigt fanden. Es war als stummer und doch beredter Bote uns ein höchst willkommener Gruß von dem Kriegsschauplatz her. Dieses Blatt enthielt nämlich die eben eingelaufene Nachricht von einem zurückgeschlagenen Angriff auf die Preußen, den 15. Juni, und Gerüchte von dem Gefechte bei Ligny am 16. des Monats.

Bei der Fortsetzung der Reise kamen uns manche wahre und falsche Nachrichten dieser Art entgegen. Als wir an einem Schlagbaum unfern von Braunschweig anhielten, redete uns ein berittener Bauer mit der Frage an, ob wir schon wüßten, welcher ein Unglücksfall sein Vaterland betroffen habe. Ihr vortrefflicher Herzog sei gefallen, die Nachricht davon habe soeben die ganze Stadt in Bestürzung versetzt. So beredt machte diese unglückliche Begebenheit jeden Braunschweiger, daß wir während unserer flüchtigen Durchreise mehr von dem Verstorbenen, von der Liebe und Ergebenheit erfuhren, die er seinem Volke eingelöst hatte, als uns sonst vielleicht in Jahren bekannt geworden wäre. Dieses herrliche Zeugniß für sein Verdienst als Fürst und Landesvater wußte ich nur schwer zusammenzureimen mit dem Eindruck, den seine persönliche Erscheinung auf mich gemacht hatte und dessen ich mich jetzt, da auch die Geschichte seinen Namen mit Ruhm nennt, wohl vollends schämen muß. Unter dem Geläute der Sterbeglocken waren wir in Braunschweig eingefahren, und diese Trauerklänge begleiteten uns auch aus der Stadt hinaus, die ich später auf meinen Reisen so oft berührt habe. Diesmal führte mein nach Norden gerichteter Weg mich über die Lüneburger Heide, deren trostloser Anblick zuweilen aufs Ueberraschendste unterbrochen wird durch die kleinen grünen Däsen, in denen sich Dörfer angebaut haben. In einer solchen Däse liegt das ziemlich einzeln stehende Gasthaus Ebsdorf, worin mein Better Wolf Baudissin vor 1½ Jahren die Masern durchgemacht hatte. Unsere Karawane übernachtete hier und setzte am anderen Tage die mir endlos scheinende Fahrt auf den gräßlichen Sandwegen dieser Heide fort, welche wahrlich ganz dazu geeignet scheint, die Einbildungskraft zu verwirren durch die Langweile,

welche man empfindet, wenn man verdammt ist, sie zu durchziehen. Daher verzeihe man dem französischen Reisebeschreiber die Bemerkung über die Lüneburger Heide: „Habitée par un peuple sauvage et non converti nommé les Heidschnucki.“

Beim Zollenspitzer, dem Ueberfahrtsort an der Elbe, erinnerte ich mich der Gefahr, die ich dort im März des Jahres 1801 an der Seite meines lieben Vaters ausgesetzt gewesen war, indem die Fährre durch die Schuld betrunkenener Fährleute strandete. Diesmal war die Ueberfahrt glücklich, und die Bierlande zeigten sich uns in ihrer Eigenthümlichkeit und im Sonntagschmuck. Hier erst gelang es mir, meinen Schwager zu bereden, meiner Ungeduld einen Aufenthalt in Hamburg zum Opfer zu bringen. Mich verlangte sehnlichst nach dem Ziel meiner Reise. Klopfte das Herz der lieben Mutter und den Verwandten entgegen, so mußte auch die Vernunft sehr wünschen, das Ziel der den Kindern sowohl als mir selbst so nothwendigen Ruhe bald zu erreichen und vor Allem meine arme, durch die Reise ganz besonders angegriffene Seraphine in eine gute Pflege zu bringen.

Wir lenkten also von der großen Straße nach Hamburg ab. Es war schon 10 Uhr, als wir in das Städtchen Wandsbeck einfuhren, dessen freundliche Lage ich erst am anderen Morgen einigermaßen bemerkte. Im Dezember 1800 war ich bei dämmerndem Abend herein- und am frühen Morgen herausgefahren. Hatte mich damals der Empfang, den ich auf dem Schlosse gefunden (dessen Herrschaft sich jetzt Anno 1815 schon längst in Dresden niedergelassen hatte), um meiner kindischen Blödigkeit willen unangenehm berührt, so war es auch diesmal recht peinlich für mich, wegen fehlenden Raumes in den Gasthöfen abgewiesen zu werden. Die menschenfreundlichen Nachbarn erbarmten sich jedoch der müden Reisenden und quartierten uns unter verschiedenen ihrer Dächer ein. Ich hauste mit meinem Kleinsten bei einem Bäcker. So mäßig das Nachtlager war, so dünkte es mich doch immer noch dem besseren in der großen fremden Handelsstadt vorzuziehen, und ich bereute es nicht, daß ich Hamburg hatte links liegen lassen. Außerdem fühlte ich mich in Wandsbeck schon im lieben Holsteiner Vaterlande.

Mit Stolz und Freude erfüllte mich das süße Gefühl, diesem Vaterlande einen neuen Mitbürger zuzuführen, meinen kleinen Wiener Alfred. Wohl mir, daß die Zukunft mir verborgen war: neunzehn

Monate später sollte ich diesen lieben, schönen, schwer errungenen und mir wunderbar erhaltenen Knaben der vaterländischen Erde hingeben!

Noch eine Tagereise durch den einzig öden Theil des schönen Holstein, und wir schlugen unser letztes Nachtquartier in Nortorf auf, nachdem wir in Bramstedt einen frühen Mittag gehalten hatten.

Joachim eilte von Nortorf aus direkt noch an demselben Abend nach dem wenig entfernten Emkendorf, um unsere Annäherung anzumelden. Diese Anmeldung ließ ich, wie wir von der Höhe aus Emkendorf erblickten, durch die Postillone, deren wir nach Holsteiner Art drei oder vier hatten, wiederholen. Als dieser Chor der Posthörner erscholl, da lösten die Töne meine bis dahin unterdrückte Rührung in wonnige Thränen auf!

Hier schließt der Abschnitt meines Lebens, der mir in der Fremde verstrich. Wenn auch reich an interessanten Erinnerungen, so ist er mir dennoch, besonders in seiner letzten glänzenden Periode, keiner der liebsten, keiner, dessen Bilder ich vorzugsweise gern festhielt; das ward mir während der langen Reise so recht klar. In den Stunden, wo der Schlaf die Augenlider meiner unruhigen kleinen Reisebegleiter senkte, da träumte ich mit halbgeschlossenen Augen, in eine Ecke des Wagens gelehnt, die Träume der Vergangenheit und der Zukunft; denn Träume enden nicht mit der ersten Jugend, sie bilden, wenn wir nicht einen festen Halt errungen haben, keinen geringen Theil unseres Lebens.

Wohl denen, die sich schon ganz dem Reich der Träume entwunden und ein festes Ziel ins Auge gefaßt haben!!

